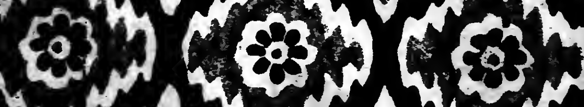


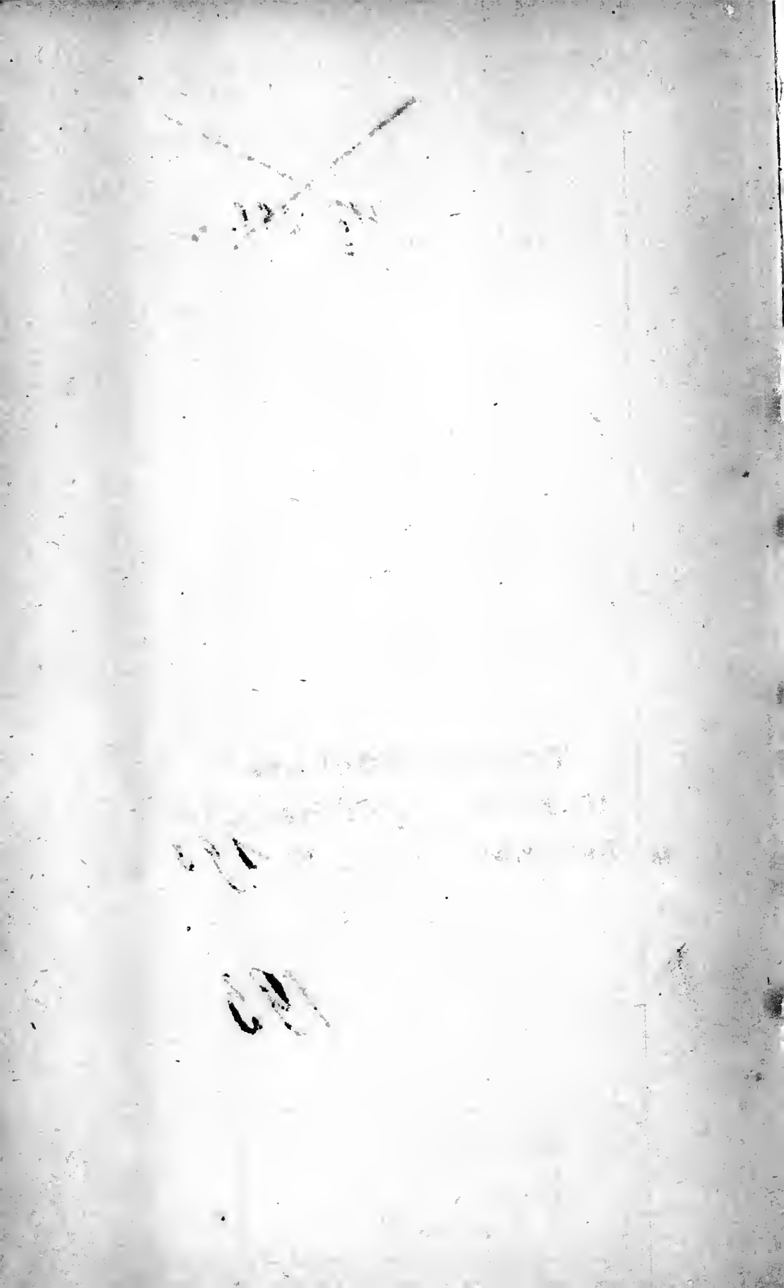
Anekdoten von Friedrich dem Großen

****

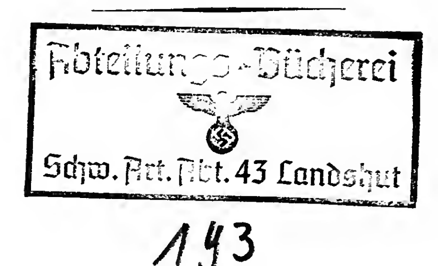
Insel-Bücherei Nr. 159







Anekdoten
von
Friedrich dem Großen





Mit sechs Holzschnitten von Adolph Menzel

Im Insel-Verlag zu Leipzig

26. bis 30. Tausend

Friedrich Nicolais Vorrede zu der 1788 bis 1792 erschienenen Sammlung

Die Herausgabe dieser kleinen Sammlung hat eine sehr zufällige Veranlassung. Als ich im Julius 1787 meiner Gesundheit wegen in Pyrmont war, hatte ich das Glück, dort in einem kleinen Zirkel von schätzbaren Männern und geistreichen Frauenzimmern zu leben, deren Kenntnisse, feine Sitten, Anmut, fröhliche Laune, Witz und Gutmütigkeit der Konversation jene Urbanität und Unbefangenheit gaben, die den Geist so sehr aufheitern kann. Dieser angenehme Zirkel gewann in der letzten kleinern Hälfte meines Aufenthalts noch mehr Annehmlichkeit durch die Ankunft meines vieljährigen Freundes Herrn Hofrats v. Zimmermann[1] aus Hannover und seiner vortrefflichen Gemahlin.

Wir wallfahrteten an einem heitern Nachmittage zum Königsberge, der seinen Namen durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen im Jahre 1744 in Pyrmont[2] erhielt, weil er an einem Orte am Fuße dieses Berges sehr oft zu sitzen pflegte. An diesem, den Bewohnern und Besuchern Pyrmonts immer noch heiligen Orte, von welchem man in ein anmutiges, von der friedlichen Emmer durchschlängeltes Tal herabsieht, hat nachher der jetzt regierende Fürst von Waldeck dem großen Könige ein Monument, mit einer lateinischen Inschrift von Ramler, errichten lassen. Sehr natürlich fiel unser Gespräch hier auf den außerordentlichen Mann, der diesen reizenden einsamen Fleck vorzüglich liebte. Es wurden beim Zurückgehen verschiedene Anekdoten von ihm erzählt. Mir selbst fielen verschiedene ein, welche der Gesellschaft interessant schienen; und ich widerlegte auch mehrere unrichtig

erzählte gedruckte Anekdoten. Dies gab Herrn Hofrat v. Zimmermann Gelegenheit, freundschaftlich in mich zu dringen, ich möchte die mir bewußten Anekdoten aufzeichnen und herausgeben und zugleich die unrichtig erzählten berichtigen. Ich lehnte dies zwar damals mit guten Gründen ab, worunter vorzüglich der Mangel der Muße war; doch kam durch diesen Vorschlag der erste Gedanken eines solchen Unternehmens in meine Seele.

Nach meiner Zurückkunft an einem schönen Herbsttage, wo ich bei einem einsamen Spaziergange empfand, wie sehr durch den wohltätigen Gebrauch des Pyrmonter Brunnens und durch die Reise mein Körper und mit ihm mein Geist gestärkt war, rief auch meine Einbildungskraft die schätzbaren Bekanntschaften zurück, die ich während der diesjährigen Kurzeit daselbst gemacht hatte. Das Bild mancher angenehm und lehrreich zugebrachten Stunde stand lebhaft vor mir; vorzüglich kam mir die Wallfahrt nach dem Königsberge und der damals geschehene Vorschlag meines Freundes wieder in Gedanken. Hiebei ward, durch verschiedene vergesellschaftete Ideen, die Idee der Ausführung desselben in mir viel lebhafter als das erstemal.

In Friedrichs des Großen Regierung fielen die glücklichen Jahre meiner Jugend und die Blüte meines männlichen Alters. Was ich an Bildung des Geistes und an Weltkenntnis besitzen mag, erhielt ich in dieser Zeit durch den Einfluß der freimütigen unbefangenen Denkungsart, welche dieser große König begünstigte und die sich hauptsächlich von seinen Landen aus (nachdem diese lange wegen ebendieser wohltätigen Freimütigkeit von Kurzsichtigen waren übel beschrien gewesen) in das übrige Deutschland ausbreitete, wo

ihr seitdem so herrliche Früchte zu danken sind. Den Siebenjährigen Krieg mit allen seinen wunderbaren Wechseln von Glück und Unglück erlebte ich in den Jahren, wo die Einbildungskraft starke und helle Bilder am leichtesten aufnimmt. Ich war Augenzeuge des unbeschreiblichen Enthusiasmus, der sich damals sowohl der Untertanen als selbst weit entfernter Ausländer bemächtigte; und ich nahm teil daran. Ich erlebte die traurigen sieben Jahre nach diesem Kriege, wo Friedrichs Lande von den Folgen desselben hart gedrückt waren, wo Zirkulation und Industrie fast gänzlich stockten und wo selbst einsichtsvolle Patrioten glaubten, die Wunde wäre unheilbar. Friedrich beinahe allein verlor nicht den Mut; er strebte unermüdet von den ersten Tagen seiner Zurückkunft an, sein Land wiederherzustellen. Ich beobachtete aufmerksam die mannigfaltigen Wirkungen dieses Strebens. Unrichtige Prinzipien hatten zuweilen zufällig einen guten Erfolg; richtige einen widrigen, weil sie mißverstanden wurden. In beiden Fällen war der an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist bewundernswürdig, der auf die Mittelstraße wieder einzulenken wußte, wenn man am gewissesten hätte glauben sollen, die genommenen Maßregeln müßten auf die tadelnswürdigsten Extreme leiten, und der dennoch seinem Hauptzwecke immer getreu blieb. Wenn ich über viele wichtige Gegenstände irgend etwas weiß: über Glaubensfreiheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über Tätigkeit, über Industrie, über Handlung, über Zirkulation, über die Wendung, welche der Charakter von Nationen durch ihren Regenten nimmt, und über das, was einer Nation, wenn einmal ein bestimmter Charakter in ihr liegt, nicht leicht durch die Gewalt eines Regenten, ja selbst nicht durch

die Zuneigung gegen ihn genommen wird, so habe ich es meiner beständigen Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege tatenreichen Mannes und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf seine Verfügungen und auf die Folgen derselben, die uns vor Augen lagen, zu danken.

Ich empfand, ich will es gern gestehen, auch mein Teil an dem Mißvergnügen, das sich zuweilen von nicht wenigen Seiten spüren ließ; denn gewöhnlich litten wir unter Friedrichs Fehlern unmittelbar, und die Folgen seiner richtig gedachten Anordnungen zeigten sich oft nur nach und nach und ziemlich entfernt.

Meine Überzeugung von der Weisheit seiner Regierung ward zuerst sehr lebhaft, als nach diesen sieben für Berlin so drückenden Friedensjahren, in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Teurung in Deutschland, und dadurch an vielen Orten Hungersnot entstand. Damals ward in unserm Lande, dem man von Natur sehr wenig Hülfsmittel zutraut und von dem man allgemein glaubte, es sei durch Krieg und vermehrte Abgaben ganz ausgesogen, zur allgemeinen notdürftigen Verpflegung bis in die kleinsten Städte Rat geschafft, so daß das Elend bei uns, obgleich sehr groß, dennoch bei weitem nicht so schrecklich war, als in vielen andern blühender scheinenden Ländern. Ja, es nahmen sogar viele Untertanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen zu uns ihre Zuflucht und fanden Hülfe: teils aus unserer eigenen Ersparung, teils durch Zufuhr durch unser Land über See. Dieser große Zug in der Regierungsgeschichte Friedrichs ist wie so viele andere, soviel ich weiß, bis jetzt öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir

schwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den er damals auf mich machte. Ich fing an deutlicher zu merken, was ich schon seit einiger Zeit geahndet hatte, daß dieser große Mann nicht, wie er verdiente, von allen Seiten gekannt ward. Man hielt ihn fast allgemein für einen bloßen Soldaten, dessen Plane nur auf Krieg gerichtet wären, welcher damals von unserm Publikum täglich erwartet, ja sogar gewünscht ward. Bei näherer Aufmerksamkeit auf des Königs Betragen fand man es aber ganz anders. Man sah, je mehr man ihn beobachtete, so viele Eigenschaften in ihm vereinigt, die sonst sich fast nie zusammen finden: bei so viel Heldenmute und bei so viel Talenten zum Kriege so unermüdetes Bestreben, alle Künste des Friedens und alle wohltätige Folgen desselben in seinen Staaten auszubreiten. Vorurteile wichen endlich, und aufmerksame Beobachter fingen an einzusehen, welche große Wirkungen ununterbrochene Tätigkeit, die nur auf wenige aber wohlgeordnete Zwecke sich einschränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern, endlich hervorbringen kann.

Seitdem ich um mich sehen konnte und einige Fähigkeit, Menschen zu beobachten, fühlte, war mir nichts wichtiger, als Beobachtung von Menschen. Einer der außerordentlichsten Menschen so nahe vor mir, noch interessanter für mich als Regent meines Vaterlandes, als ein Regent, der täglich so viel für dasselbe tat, so viel, dem Laufe gewöhnlicher Regierungen nicht gemäß, so viel Großes und sichtbarlich Wohltätiges, so manches, das unerklärlich schien, so manches, das gewiß fehlerhaft war, alles aber mit dem unverkennbaren Stempel eines großen weitsehenden Geistes bezeichnet – zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Das Stu-

dium seines Charakters ward seit mehreren Jahren mein Lieblingsgeschäft. Ich glaubte, den Menschen studieren zu müssen, um den Regenten besser kennen zu lernen; dem Regenten in allen den mannigfaltigen Teilen seiner Regierung (durch deren simple Ordnung er die Übersicht so leicht machte), soviel ich als bloßer Privatmann konnte, folgen zu müssen, um die Eigenschaften des Menschen richtiger zu erkennen und mir zu erklären. Im Grunde war das Studium der eigentlichen Beschaffenheit meines Vaterlandes damit verbunden.

Ich hatte einige nicht unwichtige Gelegenheiten dazu. Alle merkwürdige öffentliche Begebenheiten, nicht nur Verordnungen und wirkliche Anstalten, sondern auch unausgeführte Ideen und Plane zur Beförderung des Ackerbaues, der Handlung, der Industrie usw., suchte ich, soviel möglich, ihrer eigentlichen Veranlassung und ihrer wahren Tendenz nach kennen zu lernen, besonders die, welche von ihm selbst herkamen. So glaube ich nach und nach einen ziemlich zusammenhängenden Faden der Hauptbegebenheiten seit 1763 bloß für mich selbst gefaßt zu haben, der mir vieles in dem Charakter und in der Handlungsart dieses außerordentlichen Geistes aufschloß.

Den König als Mensch habe ich ebenso lange und ebenso aufmerksam zu beobachten gesucht, aus keiner andern Absicht, als bloß um einen deutlichen und richtigen Begriff von seinem Charakter zu erlangen. Sein häusliches Leben und selbst die kleinsten Vorfälle desselben waren mir wichtig. Ich kannte verschiedene Personen, die nahe um ihn, viele, die mit solchen genau bekannt waren. Ich hatte nicht selten Gelegenheit, von glaubwürdigen Leuten seine Art zu leben,

seine Art, mit Leuten von verschiedenen Ständen und Beschaffenheit umzugehen, seine Gemütsbeschaffenheit, seine Fehler, seine Vergnügungen sowohl in frühern als in spätern Jahren ziemlich deutlich und unter verschiedenen Gesichtspunkten beschreiben zu hören. Wenn einige Vorfälle bekannt wurden, oder wenn man sich Anekdoten erzählte, so ergriff ich die erste Gelegenheit, mich bei solchen Personen, welche die Wahrheit wissen konnten, genau zu erkundigen; und so erfuhr ich von manchen Umständen die wahre Beschaffenheit, die sonst bald vergessen ward.

Jetzt, indem ich mich dessen ganz im Zusammenhange erinnere, selbst indem ich das von mir Aufgezeichnete durchgehe, um es mit dem, was mir erinnerlich ist, zu verbinden, mußten mir meine glücklichsten Jugendjahre und die besten Jahre meines männlichen Alters wieder sehr lebhaft werden. Denn an diese Zeit, an die Geschichte der verschiedenen innerlichen Veränderungen in meinem Vaterlande, an die verschiedenen Personen, die daran teilhatten, an die, welche mich über vieles belehrten, zu denken, heißt: mich der Übung meiner eigenen Beurteilungskraft und der Zunahme und mannigfaltigen Bildung meiner Kenntnisse erinnern. Wie süß und lehrreich dieses ist, kann nur der mitempfinden, der selbst anfängt alt zu werden und ohne laudator temporis acti zu sein, doch noch Erinnerung und Einbildungskraft genug hat, sich seine früher genossenen intellektuellen Vergnügungen lebhaft vorzustellen und dadurch nochmals zu empfinden.



Den ersten Platz in dieser Sammlung von Anekdoten verdienen mit Recht zwei bis itzt noch nicht bekanntgemachte Briefe des großen Königs selbst, an seine geliebte Schwester die verwitwete Herzogin von Braunschweig.[8] Ihro Königl. Hoheit haben die Gnade gehabt, sie mir in dero eigenhändigen Abschrift mitzuteilen, mit der Erlaubnis, davon Gebrauch zu machen. Der erste Brief ist kurz nach dem Tode des verewigten Menschenfreundes, des Prinzen Leopold, geschrieben, um die Herzogin über den Tod dieses von ihr inniggeliebten Sohnes zu trösten. Der zweite Brief ist der letzte, den der König an seine verehrungswerte Schwester nur sechs Tage vor seinem Tode schrieb, wodurch er höchst merkwürdig wird. Ich liefere beide in einer Übersetzung, in welcher ich nicht sowohl auf die bloßen Worte gesehen, als den Sinn zu erreichen getrachtet habe.

Den 12. Mai 1785.

Meine verehrungswerte Schwester.

Es sind über siebenzig Jahre, seit ich auf der Welt bin, und während dieser ganzen Zeit habe ich nichts als sonderbare Spiele des Glücks gesehen, welches zu einigen angenehmen Vorfällen, die uns begegnen, nicht wenig widrige mischet. Wir schweben beständig zwischen vielem Kummer und einigen vergnügten Augenblicken. Dies ist, meine liebe Schwester, das gewöhnliche Schicksal aller Menschen. Jungen Leuten muß der Verlust ihrer Verwandten und Freunde empfindlicher sein, als den alten. Die ersteren empfinden lange den Verlust ihrer Freunde; dagegen Leute von unserm Alter ihnen bald folgen. Die Abgeschiedenen sind nun vor

allen Unglücksfällen gesichert; wir, die wir am Leben bleiben, sind denselben beständig ausgesetzt. Alle diese Betrachtungen, meine liebe Schwester, sind nicht sehr tröstend; ich gestehe es gern. Glücklicherweise gibt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geist die Stärke, dem Schmerze zu widerstehen, den eine zärtliche Mutter beim Verluste eines ihrer herzlich geliebten Kinder fühlen muß. Möge der Himmel fortfahren, Ihnen beizustehen und mir eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens ist! Glauben Sie, meine liebe Schwester, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und mit der vollkommensten Hochachtung bin

Meine verehrungswerte Schwester

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

Den 10. August 1786.

Meine verehrungswerte Schwester.

Der hannöversche Arzt hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Äußerste getan, was er vermochte, meine liebe Schwester; die Wahrheit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist's nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden siehet. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein

wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester. Mit der vollkommensten Hochachtung

Meine verehrungswerte Schwester

Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich.

Im Winter zu Ende des Jahres 1760 und im Anfange des Jahrs 1761 nahm der König sein Winterquartier in Leipzig. Seine Sorgen nach einem Feldzuge voll so vieler widriger und glücklicher Vorfälle verließen ihn auch während dieser Erholungszeit nicht; denn er sah das Mißliche seiner Lage wohl sehr genau ein, und er mußte alle Kräfte seines großen Geistes aufbieten, um in dem folgenden Feldzuge gegen seine vielen Feinde standhalten zu können. Die Mittel dazu mußte er bloß in sich selbst finden, da er fast niemand zu Rate ziehen konnte und wollte. Um sein Gemüt etwas aufzuheitern, ließ er seine Kammermusik zu seinem gewöhnlichen Abendkonzerte und auch den Marquis d'Argens zu einem freundschaftlichen Abendgespräche nach Leipzig kommen.[4]

Der König, äußerst sorgsam für seine Gesundheit, die er im folgenden Feldzuge, wie er wohl wußte, so sehr würde nötig haben, speisete des Abends gar nicht. Er ließ dem Marquis aber die Wahl, ob er um halb acht Uhr nach dem Konzerte in seiner Gegenwart speisen oder ob er früher zu Hause speisen und um diese Zeit zu ihm kommen wollte. Der Marquis wählte das letzte. Eines Abends, da er ins Zimmer trat, fand er den König auf dem platten Boden sitzen, vor ihm

eine Schüssel mit Frikassee, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt und dem Favorithunde die besten Bissen zuschob. Der Marquis trat einen Schritt zurück, schlug die Hände voll Verwunderung zusammen und rief aus: „Wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tut? Sie werden etwa glauben, er macht einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammlet die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder besorgt die Magazine für Mann und Pferd, oder er entwirft Negoziationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierten zu schaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde."

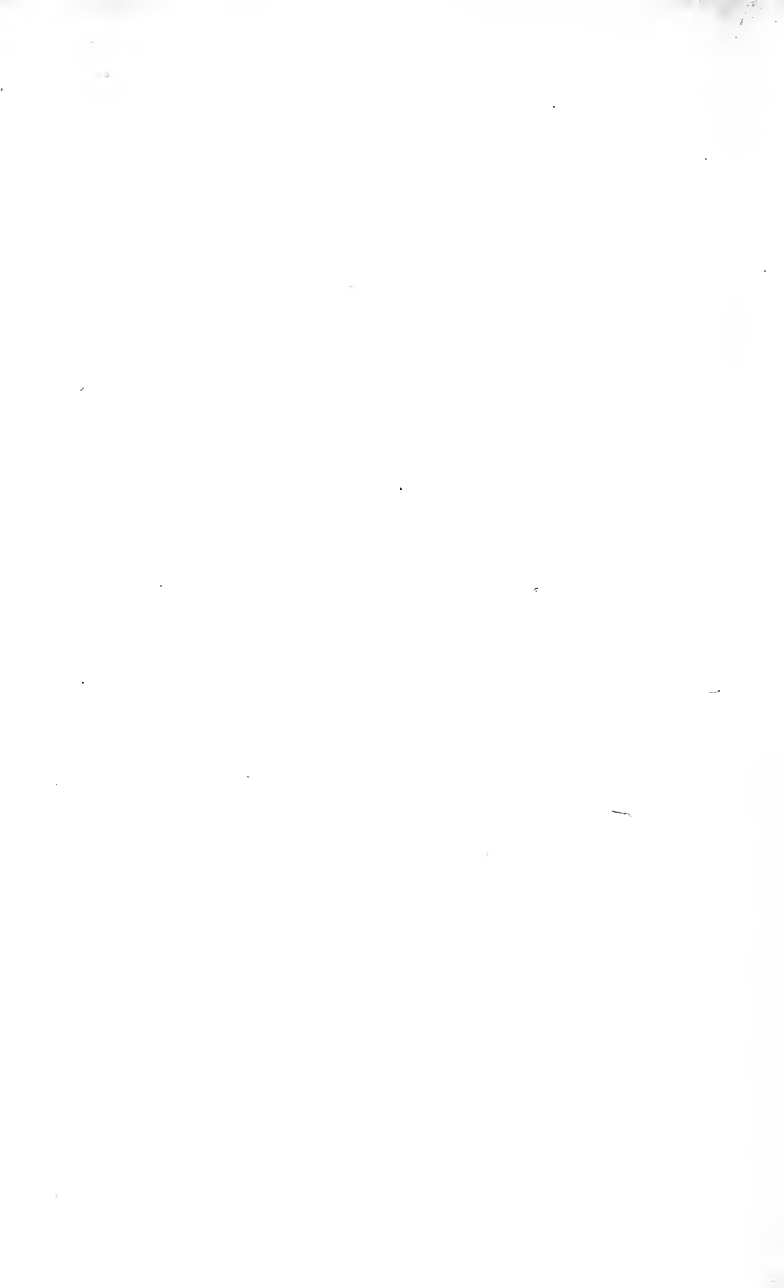
Als der Siebenjährige Krieg geendigt war und der König nun siegreich zurückerwartet wurde, machten die Einwohner von Berlin zur Einholung desselben Anstalten, die dem Enthusiasmus angemessen waren, den dieser schwere Krieg und die Geistesgröße des Siegers schon längst erregt hatten. Alle Stände waren in allgemeinem Taumel, um den triumphierenden Einzug des Königs zu vergrößern. Von verschiedenen Personen wurden Kompagnien errichtet, zu Fuß und zu Pferde, mit neuen Uniformen. Eine der ansehnlichsten war eine Kompagnie zu Pferde, die der bekannte Kaufmann Gottskowski[5] errichtete. Zu dieser gesellete sich auch der Marquis d'Argens. Ob er sich selbst gleich sehr selten, außer wenn er zum Könige ging, ankleidete und damals gewiß in sechs Monaten nicht in die freie Luft gekommen war, ob er

gleich seit mehr als zwanzig Jahren nicht geritten hatte, ob ihm gleich jedermann, der ihn kannte, abriet, diesem Einzuge beizuwohnen, so ließ er sich doch durch nichts abhalten. Er ließ sich die zur Kompagnie gehörige reiche Uniform sticken. Es ward ein sanftmütiges Pferd ausgesucht, auf demselben übte er sich viele Tage lang auf dem Hofe seiner Wohnung im Reiten, und am Tage des Einzugs ritt er wirklich hinaus. Er hatte dem Könige die Anstalten der Einwohner von Berlin gemeldet, auch daß er ihm an der Spitze der Kompagnie des Gottskowski entgegenkommen und ihn bewillkommen würde. Der König tat alles mögliche, um den Marquis von dieser Expedition abzubringen; aber er ward nur immer eifriger darauf. Endlich schrieb ihm der König einige Zeit vor seiner Ankunft ausdrücklich, er möchte sich keine Mühe machen und sollte auch den Einwohnern Berlins bekanntmachen: sie möchten sich nicht bemühen, denn er würde abends ganz spät kommen, eben um solchem Gepränge auszuweichen, wovon er kein Freund war. Der Marquis bemühte sich in seiner Antwort an den König, noch kurz vor dessen Ankunft, ihn durch viele Gründe zu bewegen, den Einzug anzunehmen und den Einwohnern Berlins nicht ihre Freude zu verderben. Mit fester Überzeugung, daß der König seinen Gründen folgen würde, ritt er getrost heraus. Der Tag der Ankunft des Königs, der 30. März 1763, war sehr kalt und unfreundlich. Das Getümmel vor dem Frankfurter Tore war unermeßlich. Man hatte den König schon gegen zwei Uhr vermutet; und da er nicht kam, wurde die Erwartung immer mehr gespannt. Gegen fünf Uhr war hin und wieder Mißvergnügen unten den Einholenden deutlich zu merken. Hier und da sammleten sich Leute in kleine Haufen

und murmelten allerlei. Unter diesem Getümmel stieß ich ungefähr auf den Marquis. Ich hatte ihn noch niemals anders als unter zwei Schlafröcken und zwei Nachtmützen gesehen und würde ihn daher nicht gekannt haben, wenn er mich nicht selbst zu sich gerufen hätte. Er machte eine sonderbare Figur in einer gestickten Uniform und runden Perücke mit einem Zipfelchen. Die Heftigkeit, mit der er deklamierte, war unbeschreiblich. Das kalte Wetter und das Ausbleiben des Königs hatten ihn in die verdrießlichste Laune gesetzt, und dann pflegte er nichts zu schonen. Er schalt auf den König, daß er seinen so wichtigen Gründen nicht habe folgen wollen. Er rief aus, in seiner treuherzigen Lebhaftigkeit: „Ich hab's ihm ja geschrieben, daß er es seinem Volke schuldig ist, dessen Liebe anzunehmen! Es ist unverzeihlich, daß er nicht kommt! Wenn ich ihn nur erst sehe, so will ich ihm recht die Wahrheit sagen!" Alles, was man tat, ihn zu besänftigen, war umsonst. Endlich, nach einer Stunde, da es für ihn wirklich allzu kalt ward, bewegten wir ihn, nach der Stadt zu reiten; und noch unterweges schalt er beständig fort bis aufs Schloß, wo er mit den andern Hofleuten den König erwarten wollte. Der König kam erst nach acht Uhr, als es schon dunkel war, an. Er hatte denselben Nachmittag das Schlachtfeld bei Kunersdorf besehen, wodurch wohl eben nicht heitere Ideen in ihm mochten sein erweckt worden. Er hatte geglaubt, der Marquis würde seinen Willen bekanntgemacht haben, daß er nicht eingeholt sein wollte; und allenfalls, glaubte er, würden die Einholenden sich zerstreuet und nicht so spät gewartet haben. Aber er sah sich von einigen Tausend Menschen umringt, so daß sich sein Wagen kaum bewegen konnte. Die Fackeln, das Geschrei, die Menge



Friedrichs Einzug in Berlin nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges



kostbar gebundener schlechter Gedichte, die man ihm überreichen wollte, die Besorgnis, daß Leute im Getümmel zu Schaden kommen möchten: alles setzte ihn in üble Laune. Er wich in der Stadt aus, sobald er konnte, und fuhr durch einen Umweg aufs Schloß.
Nach einigen Tagen sah ich den Marquis. Er erzählte ausführlich, wie alles zwischen dem Könige und ihm ergangen wäre, als er ihn unter vier Augen gesprochen habe, und setzte sehr naiv hinzu: „Ich habe ihm nichts geschenkt und habe ihm deutlich genug gesagt, daß er mir hätte folgen sollen. Er wollte Scherz daraus machen; aber da habe ich ihn tüchtig ausgescholten, daß er seinem Volke die Freude verderbt hat. Nun wurde er aber ernsthaft. Es ist ein sonderbarer Mann! Wenn er anfängt Gründe vorzubringen, so muß man ihm recht geben, man mag wollen oder nicht."

Der Marquis besaß wirklich mehr eigentliche Gelehrsamkeit, als man gewöhnlich bei einem französischen homme du monde antrifft. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Berlin wollte er seine Werke herausgeben; und da las er allerlei zusammen, besonders blätterte er auch viel in den griechischen Kirchenvätern. Er war gewohnt, mit dem Könige von allem, was er vornahm, zu plaudern, und so sprach er auch jetzt sehr viel zum Lobe der Kirchenväter.
Der König, der ihn gern anhörte, weil seine Gespräche sehr geschickt waren, Ideen zu entwickeln, mochte ihn auch gern necken, weil ihm die Ausbrüche seiner provenzalischen Lebhaftigkeit zur Belustigung dienten. So ward auch der arme Marquis mit seinen Kirchenvätern weidlich aufgezogen, und der König sagte sehr oft: „Kein Wort mehr von Euren Vä-

tern! das sind dicke Bücher, die nichts enthalten, Körper ohne Seele!" Solche Worte waren immer das Signal, daß der Marquis nach seiner Art böse ward und vom Lobe der Kirchenväter überströmte.

Als das neue Schloß bei Sanssouci fertig war, hatte der König dem Marquis darin eine Wohnung zurechte machen lassen. Eines Tages sagte er ihm sehr gnädig: Er wolle ihn und die Marquise in ihre neue Wohnung selbst einführen und sich dabei eine Tasse Tee von ihnen ausbitten. Es geschah; der König war ungemein aufgeräumt. Er führete seine Gäste durch die Zimmer, zeigte ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit, sagte zuletzt im Schlafzimmer: Er wollte auch nicht allzulange bleiben, sondern den Marquis seiner Bequemlichkeit und seinen Schlafmützen überlassen; und nahm mit einem lustigen Komplimente Abschied.

In einem der Zimmer war eine kleine auserlesene Handbibliothek aufgestellt. Unter denselben fielen besonders viele prächtig gebundene, große Bände in die Augen, welche sehr leserlich die Titel aller Werke der verschiedenen Kirchenväter zeigten. Auch unterließ der König nicht anzumerken: der Marquis werde hier seine guten Freunde, die Väter, in aller ihrer Glorie finden. Als der König weg war, ging die Aufmerksamkeit des Marquis zuerst auf die Bibliothek, und in dieser auf die prächtigen Ausgaben der Kirchenväter. Was fand er? Alle diese prächtigen Bände enthielten — bloß lediges Papier.

Der Marquis fing schon während des Siebenjährigen Krieges an, sich um die Verdienste der Deutschen in den Wissen-

schaften und in den Künsten mehr zu bekümmern. Er fragte jedermann darum, ließ sich Auszüge aus einigen Büchern machen und hat auch in seinen letztern Schriften vielfältig von den Deutschen mit größter Hochachtung gesprochen. Ebenso sprach er von ihnen mit dem Könige, mit dem er gewöhnlich alles abhandelte, was er unter Händen hatte. Er und der Oberste Quintus Icilius[6] waren eigentlich die ersten, welche den König aufmerksam machten, daß seit 1740 eine vorteilhafte Revolution in der deutschen Literatur vorgegangen sei.

Der Marquis ward leicht enthusiastisch, und so ward er es auch für die deutsche Nation. Besonders als im Jahre 1766 eine Menge Franzosen als Akzisebedienten ins Land kamen, und noch eine größere Menge, worunter freilich zum Teil Abenteurer und schlechte Leute waren, hinzuliefen in der Meinung, bei uns ihr Glück zu machen, ärgerte der alte Marquis sich dermaßen darüber, daß er gar nicht mehr ein Franzose heißen wollte. Er demonstrierte uns, daß er wohl nun für einen Deutschen gelten könnte, da er länger als zwanzig Jahr in Deutschland wohne. Man kann leicht denken, daß ihm recht gegeben ward.

Einstmals erzählte er mir, daß einer von den jungen hergelaufenen Franzosen ihn mit der Bitte angetreten habe, ihm als Landsmanne durch seine Empfehlung einen Posten zu verschaffen. Er setzte voll Zorn hinzu: „Ich habe den Kerl zum T . . . geschickt! Ich? des Kerls Landsmann? Ich! der ich die Ehre habe ein Deutscher zu sein!"

Mein verewigter Freund Moses Mendelssohn ward mit dem Marquis durch mich ungefähr im Jahre 1760 be-

kannt und gewann ihn wegen seiner Gutherzigkeit und Naivetät sehr lieb. Der Marquis schätzte von seiner Seite den vortrefflichen Moses außerordentlich, und sie hatten zuweilen interessante Gespräche, auch wohl über philosophische Gegenstände.

Es war in Berlin ein gelehrter Jude und Freund Moses Mendelssohns: Raphael. Er trieb keinen Handel, sondern lebte bloß als Sprachmeister, da er der französischen, italienischen und engländischen Sprache sehr kundig war. Durch öftere freimütige Reden wider mancherlei jüdischen Aberglauben zog er sich das Mißfallen der Rabbiner und Judenältesten zu, welche gegen Ende des Siebenjährigen Krieges es mit Ernst darauf anlegten, ihn von Berlin zu vertreiben. Um ihm einigen Schutz zu verschaffen, machte ihn Moses mit dem Marquis d'Argens bekannt, der ihn bald sehr liebgewann, sich von ihm im Hebräischen unterweisen ließ, sich fast täglich mit ihm von Literatur, besonders von der deutschen unterhielt, und ihn gewöhnlich seinen Engel Raphael nannte. Dies war genug, daß die Judenältesten vor der Hand sich nicht getrauten, ihn anzutasten.

In den Unterredungen mit Raphael kam der Marquis auch auf die Toleranz. Er bezeugte sein Erstaunen, daß in den Staaten Friedrichs des Großen noch Intoleranz herrsche. Er glaubte, die Judenältesten hätten nur die Abwesenheit des Königs mißbrauchen wollen, um den guten Raphael aus Berlin zu vertreiben. Er wunderte sich aber nicht wenig, zu hören, daß die Judenältesten durch die Gesetze nicht allein berechtigt, sondern auch sogar verpflichtet sind, jeden Juden, der nicht entweder ein Schutzprivilegium hat oder im Dienste eines Schutzjuden ist, ohne weitere Rechtsform, in

der ersten Stunde, wo der Polizei die Anzeige geschiehet, durch dieselbe aus der Stadt bringen zu lassen.
Der Marquis konnte immer noch nicht begreifen, daß dies Gesetz ohne allen Unterschied angewendet würde; er fragte endlich: „Aber unser lieber Moses ist doch wohl nicht in dem Fall?" Raphael antwortete: „Allerdings! er wird hier bloß geduldet, weil er in Diensten der Witwe Bernhard ist. Wenn diese ihn heute aus ihrem Dienste entläßt und er keinen andern Schutzjuden finden kann, welcher ihn in seinen Dienst nehmen will, so muß er, wenn die Judenältesten es noch heute der Polizei anzeigen und seine Wegschaffung verlangen, noch heute die Stadt verlassen." Der Marquis war darüber außer sich. Der edle Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Philosoph, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr sein sollte, sich auf so niedrige Art behandelt zu sehen. Er wollte es eher nicht glauben, bis es ihm Moses selbst bekräftigte, welcher in dem ihm eigenen edlen ruhigen Tone hinzusetzte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton[7], daß der Weise schuldig ist, zu sterben, wenn es die Gesetze des Staats fordern. Ich muß also die Gesetze des Staats, worin ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich bloß austreiben, im Fall mich in Ermanglung eines andern Schutzjuden auch nicht einer von den Trödeljuden in der Reezengasse für seinen Diener erklären will."
Den Marquis frappierte diese Lage der Sache aufs äußerste; und er war so sehr davon gerührt, daß er noch während des Siebenjährigen Krieges deshalb an den König schreiben wollte. Er ward mit einiger Mühe davon abgehalten, weil

man voraussah, daß dies nicht die rechte Zeit sein würde. Nach wiederhergestelltem Frieden dachte der Marquis selbst wieder daran und verlangte, daß Moses Mendelssohn eine Bittschrift aufsetzen möchte, die er selbst übergeben wollte, ob er gleich sonst nie sich damit abgab, Bittschriften zu übergeben. Moses wollte sich erst nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es tut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ein ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Ursachen hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl zu dulden, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?" Indessen stellten Moses Mendelssohns Freunde ihm vor, daß er ein Hausvater sei und für das Wohl seiner Familie diesen Schritt tun müsse. Er ließ sich endlich überreden. Ich vermute, es werde den Lesern nicht unangenehm sein, diese Bittschrift wörtlich hier zu lesen:

„Ich habe von meiner Kindheit an beständig in Ewr. Majestät Staaten gelebt und wünsche, mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber ein Ausländer bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich alleruntertänigst zu bitten:

> Ew. Königl. Majestät wollen allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allerhöchsten Schutz nebst den Freiheiten, die Dero Untertanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen,

in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protektion vorzüglicherweise zu erfreuen haben."

Der Marquis übergab diese Bittschrift selbst dem Könige im April 1763; aber Moses bekam keine Antwort. Wir waren alle darüber betroffen; und ich gestehe, der sonst so sanfte Moses war hierüber ziemlich empfindlich und machte uns, die wir ihn dahin gebracht hatten, wider seinen Willen den Schritt zu tun, gewissermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb so einige Monate, weil der Marquis voraussetzte, die Bitte sei gewährt worden, und weil Moses auf keine Weise weiter einen Schritt tun oder auch nur an den Marquis, der in Potsdam wohnte, etwas darüber wollte gelangen lassen. Im Julius 1763 sprach der Marquis von ohngefähr mit einem von Moses' Freunden und von dessen erhaltenem Schutzprivilegium. Dieser sagte mit Achselzucken: Der König habe auf die Bittschrift nicht einmal geantwortet. Der Marquis wollte dies erst gar nicht glauben; da es ihm aber auch von andern bekräftigt ward, so geriet er in großen Zorn und rief mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus: „Nein, das ist zu arg! Da erkenne ich ihn gar nicht! Wenn's aber so ist, so soll er mir es nicht umsonst getan haben!"

Als der Marquis denselben Abend zum Könige kam, fing er schon beim Eintritt ins Zimmer an zu schelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeugte ihm sein Befremden. „Ach!" rief der Marquis aus, „Sire, Sie sind doch sonst gewohnt, Wort zu halten. Sie wissen, daß ich so sehr selten etwas von Ihnen bitte. Nun habe ich einmal etwas von Ihnen gebeten, nicht für mich, sondern für den rechtschaffensten, würdigsten Mann. Sie versprachen auch, es zu gewähren, und hernach tun Sie es doch nicht. Nein! das ist zu arg! darüber muß ich wohl unzufrieden sein."

Der König versicherte, Moses habe das Schutzprivilegium erhalten. Der Marquis aber versicherte, Moses habe auf seine Bittschrift keine Antwort bekommen. Endlich zeigte sich, daß ein bloßes Mißverständnis bei der Sache war. Der König sagte, die Bittschrift müsse durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen sein. Moses solle nur noch eine Bittschrift übergeben, sodann wolle er das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut, Sire!" sagte der Marquis, „ich werde Ihnen selbst eine Bittschrift machen. Aber verlieren Sie sie nicht wieder!" Moses schrieb also auf wiederholtes Verlangen des Marquis unterm 19. Julius seine Bittschrift nochmals ab, und der Marquis fügte unter seinem eigenen Namen folgendes hinzu:

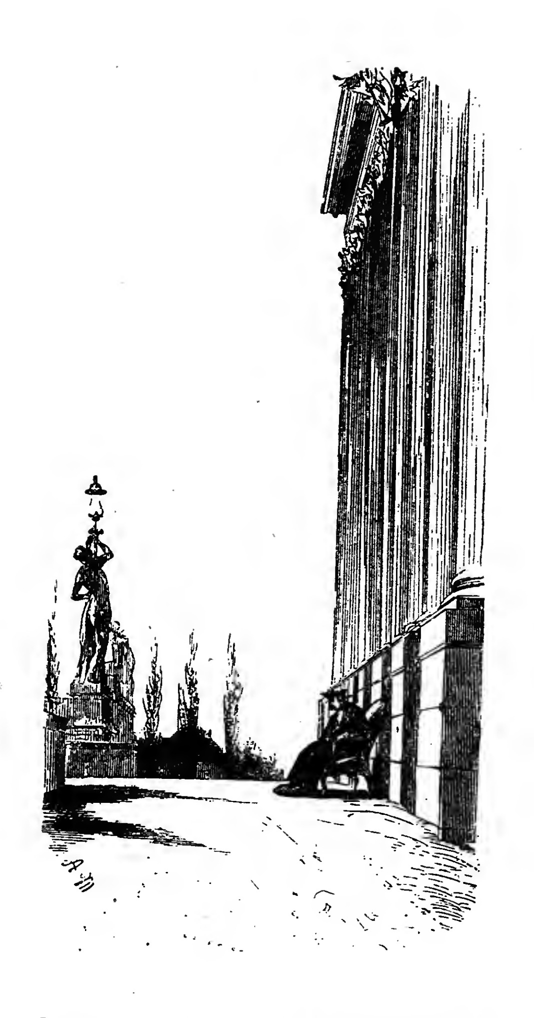
«Un Philosophe mauvais catholique, supplie un philosophe mauvais protestant, de donner le privilège à un philosophe mauvais juif. Il y a dans tout ceci trop de philosophie, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.»

Darauf erhielt Moses unterm 26. Oktbr. das Privilegium. Die Chargenkasse verlangte von ihm verordnungsmäßig tausend Reichstaler Gebühren. Diese erließ ihm der König auch im folgenden Jahre 1764.

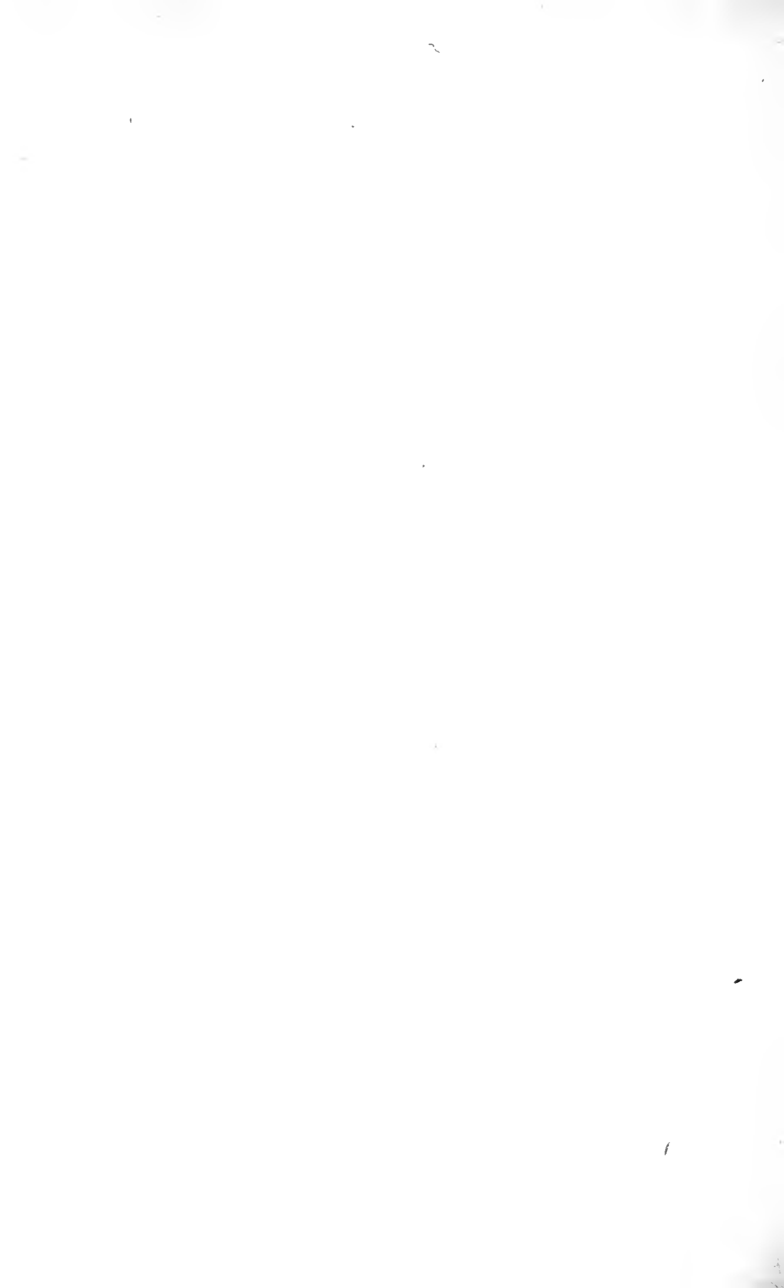
Im Jahre 1779 supplizierte Moses, aus Liebe für seine Kinder, beim Könige unmittelbar:

„Sein Privilegium auf seine Nachkommen beiderlei Geschlechts auszudehnen, nach Inhalt der General-Schutz-Privilegien."

Dies schlug ihm der König ab. Aber König Friedrich Wilhelm II. erteilte es auf Ansuchen der Witwe des Philosophen im Jahre 1787.



Friedrich vor der Rampe des Potsdamer Schlosses



Im Jahre 1785 sprach der König mit einem sehr verdienten Manne von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden soll, erzogen werden müsse. Unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse, seine Macht recht zu gebrauchen, aber ebensosehr, sie nicht zu mißbrauchen. Er setzte hinzu: „Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsächlich: Religion und Liebe!" — Dies ist meines Erachtens einer der erhabensten und wahrsten Gedanken, welche je ein Regent eines großen Reichs gedacht oder gesagt hat.

Im Anfange des Aprils 1786, als der König schon sehr schwach war und noch auf dem Schlosse in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich an dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache stehen, immer noch das Gewehr scharf beim Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran und sagte mit gütigem Tone: „Geht Ihr immer nur auf und nieder. Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so sitzen kann."

Ich besitze handschriftlich des sel. Professors Sulzers[8] Leben, im Oktober 1778 von ihm selbst aufgesetzt. Er erzählt darin unter andern das Wesentliche einer Unterredung mit dem Könige, der ihn d. 31. Dez. 1777 in Berlin zu sich rufen

ließ. Sie scheint mir merkwürdig genug, um sie meinen Lesern in des sel. Sulzers eigenen Worten mitzuteilen:
Nach mancherlei die Philosophie betreffenden Materien kam die Unterredung auch auf die Religion. Als Se. Maj. unter andern sagten: daß man in dem Unsinn so weit gegangen, d'admettre un Dieu, qui en a fait un second, et que ces deux ensemble en ont produit un troisième usw., nahm ich mir die Freiheit zu sagen, daß gegenwärtig die vornehmsten Theologen, besonders einige der angesehensten Geistlichen in Berlin, dergleichen nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die christliche Lehre, so wie sie jetzt von den im größten Rufe stehenden Predigern in Berlin vorgetragen werde, eine ganz andere Gestalt habe, als sie zu den Zeiten, da Se. Maj. in der Religion unterrichtet worden, gehabt usw. Unter andern sagte ich auch, daß der Propst Spalding[9] ein eigenes mit großem Beifalle aufgenommenes Werk geschrieben habe, worin er den Geistlichen die stolze Vorstellung, daß sie unmittelbar einen göttlichen Beruf als Priester Gottes hätten, zu benehmen suche und ihnen vorstelle, daß ihr Beruf, als bloß politisch betrachtet, demzufolge sie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zu Befolgung derselben vermahnen sollten, edel genug sei usw. Worauf der König sagte: «Cela est très bien, et je suis le premier à respecter cela.» Se. Majestät setzten hinzu: Die Einbildung der Geistlichen von einem unmittelbaren göttlichen Beruf sei ebenso ungereimt als das Vorgeben, womit man den Souveränen schmeichelte, daß sie das Ebenbild Gottes auf Erden wären.
Hier sagte der König etwas, das mich sehr rührte und das

ich deswegen für merkwürdig genug halte, von Wort zu Wort hier anzuführen: «Voyez vous,» sagte er in einem sehr ernsthaften und nachdrücklichen Tone, «si je réussirais à rendre tous mes sujets parfaitement heureux, je n'aurais operé que sur une très petite partie de ce globe, lequel n'est qu'une partie infinement petite de l'Univers. Comment oserais-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre cet immense Univers?» Ich denke, daß wenig Könige eines solchen Gedankens fähig sind.

Das, was der König zu Sulzern darüber sagte, daß man den Königen schmeichele, sie wären Ebenbilder Gottes auf Erden, erinnert mich an einen lustigen Einfall des Königs darüber. Als einmal an der Königl. Tafel auch hie-von mit d'Argens die Rede war, sagte der König: «On parle tant de ce, que nous autres rois sont l'Image de Dieu sur la terre. Sur ce je me suis regardé dans le miroir, et j'ai dit: Tant pis pour Dieu si je lui res-semble.»

Der König pflegte nicht allein die drei oder vier Konzerte, welche er an einem Abende spielen wollte, vorher durch-zuspielen, sondern oft blies er vormittags auch noch Sol-feggi, die er auswendig wußte. Gewöhnlich phantasierte er, im Zimmer herumgehend, morgens ehe die Kabinetts-räte kamen, eine Zeitlang, länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, da er mit ihm über Musik und auch von den Wirkungen der Seele redete: daß er während dieses Phantasierens oft allerlei Sachen überlege und nicht daran



denke, was er spiele, daß ihm aber während des Phantasierens schon oft die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären.

Eine adelige Dame hatte verschwenderisch gelebt und ward schuldenhalber verklagt. Sie bat den König unmittelbar, ihre Prozesse zu sistieren und ihr ein Moratorium gegen ihre Gläubiger zu geben. Der König forderte nicht allein Bericht von der Justizbehörde, sondern erkundigte sich auch außerdem nach ihrer Verwaltung ihres Hauswesens und gab ihr darauf eine abschlägige Antwort, mit dem Beifügen, daß er den Lauf der Justiz um so viel weniger hemmen könne, da er gewiß wisse, daß sie selbst an allem schuld sei. Die Dame vermochte ihren Sohn, einen Rittmeister und verdienten Mann, deshalb an den König zu schreiben. Der König antwortete ihm: Er bedaure, ihm dieses abschlagen zu müssen; und die Achtung, die er für dessen kindliche Liebe habe, verhindere ihn, ihm die Ursachen zu melden, warum er es abschlage.

Als er mit dem seligen Sulzer vom Erziehungswesen sprach und dieser bei der Gelegenheit äußerte, der Mensch habe von Natur weniger Neigung zum Bösen als zum Guten, so schüttelte der König den Kopf und sagte lächelnd: «Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connoissés pas comme moi cette race maudite à laquelle nous appartenons.»

Der König invitierte im Jahre 1771 den kursächsischen Staatsminister Freiherrn von Fritsch, den er bei Gelegen-

heit des Hubertsburger Friedens hatte kennen lernen, zu sich nach Potsdam. Gegen die Zeit, als derselbe abreisen wollte, äußerte er gegen den König, daß er über Berlin zurückgehen möchte. Der König fragte ihn, was er da machen wolle? Der Minister antwortete: Hauptsächlich sei die Ursache, weil er den berühmten Moses Mendelssohn, den er so sehr hochschätze, gern wolle persönlich kennen lernen. Der König, welcher irgendeine Ursache haben mochte, warum er nicht gern sah, daß der Minister über Berlin ginge, sagte ihm auf eine verbindliche Weise: Deswegen möchte er nicht nach Berlin reisen, sondern lieber noch einen Tag bei ihm bleiben, er wolle Moses nach Potsdam kommen lassen.

Moses erhielt also von einem Herrn des Hofes ein Schreiben ungefähr in folgenden Worten:

„Da der kursächsische Staatsminister Freiherr von Fritsch Verlangen trägt, den berühmten Herrn Moses Mendelssohn persönlich kennen zu lernen, so habe ich demselben auf Befehl Sr. Königl. Maj. hierdurch sollen zu wissen tun, daß Er gegen morgen mittag nach Potsdam kommen möchte."

Der Tag, da Moses diesen Brief erhielt, war ein Freitag, und folglich der Tag, an welchem er reisen sollte, unglücklicherweise ein Sonnabend: der Tag der Ruhe, an welchem den Juden zufolge der Gesetze des Talmuds nicht erlaubt ist, über Land zu reisen, am wenigsten im Wagen. Moses hatte die weise Zurückhaltung, niemals sich eigenmächtig von den Gesetzen loszuzählen, die seine ganze Nation beobachtete. Es ward also vom Oberlandrabbiner eine Versammlung der Gesetzverständigen veranlaßt, welche ent-

schied, daß im gegenwärtigen Falle der ausdrückliche Befehl des Landesherrn eine Dispensation von diesem Gesetze erlaube. Sie ersuchten aber zugleich den Reisenden, daß er um des Volks willen, welches die Umstände nicht wissen könne, aus dem Tore zu Berlin zu Fuße gehen und vor Potsdam aus dem Wagen steigen und zu Fuße hineingehen möchte.

Dies geschah. Moses ward beim Eintritte in Potsdam von der Schildwache mit einem „Wo will der Jude hin?" aufgehalten. Zu gleicher Zeit kam ein ganz junger Offizier heraus, um ihn zu examinieren. Moses gab auf Befragen, was sein Geschäft in Potsdam sei, zur Antwort: Er komme auf Befehl des Königs dahin, und überreichte dabei den obengedachten Brief. Der Fähnrich las ihn bedächtig durch; und indem er nochmals auf das Wort „berühmt" sah, fragte er den Philosophen:

„Worin ist Er denn so berühmt, daß Er hieher berufen wird?"

Moses, obgleich sonst sehr ernsthaft, konnte doch bei Vorfällen dieser Art, welche ihm in seinem Leben einigemal begegneten, eine gewisse Laune nicht verleugnen; antwortete daher ganz gelassen:

„Ich spiele aus der Tasche!"

„So!" war der Bescheid, „geh Er nur in Gottes Namen!"

Der König konnte es nicht wohl vertragen, wenn er jemand etwas befahl, daß ihm in die Rede gefallen oder gar widersprochen wurde. Ließ man ihn aber ruhig ausreden, so pflegte er mehrenteils seine Befehle, besonders wenn sie eine etwas wichtige Sache betrafen, mit den Worten zu

enden: „Versteht Er mich auch recht?“ Alsdann war es Zeit, wenn man ihn entweder nicht recht verstanden hatte, es zu sagen, oder wenn man glaubte, daß er geirrt habe, seine Zweifel anzubringen und sie mit Gründen zu bestärken. Er hörte alsdann gewöhnlich gelassen zu, und wenn er die Gründe gut fand, so änderte er auch wohl seine Meinung. Im Siebenjährigen Kriege hatte der König bei einem Marsche in Sachsen in der Gegend um Freiberg und Nossen einen Ingenieur vorausgeschickt, um die Wege zu untersuchen, durch welche die Kolonnen der Armee marschieren könnten. Dieser Offizier machte dem Könige seinen Rapport und bezeichnete ihm den Weg jeder Kolonne. Der König ließ darauf die Adjutanten hereinkommen und diktierte ihnen wie gewöhnlich die Disposition des Marsches in die Schreibtafel. Bei diesem Diktieren verwechselte der König zwei gleichlautende Namen von Dörfern und nannte eines für die erste Kolonne, welches eigentlich die zweite passieren sollte. Der Ingenieur glaubte wegen der Wichtigkeit der Sache, dieses Mißverständnis gleich relevieren zu müssen, und fiel dem Könige in die Rede, um anzuzeigen, worin der Irrtum läge. Der König, ohne ein Wort zu sagen, ergriff den Offizier bei der Hand und führte ihn gerade zur Tür hinaus. Als er hernach mit dem Diktieren der ganzen Disposition fertig war, ließ er ihn wieder hereinrufen, hörte ganz ruhig an, was er zu sagen hatte; und da er den Irrtum gleich einsah, so ließ er diesen Punkt in der Disposition ändern.

Der König sprach einmal mit einem Gärtner von einer neuen Anlage unweit dem neuen Schlosse bei Sanssouci, und was darzu erfordert werde, sehr umständlich. Der Gärt-

ner unterbrach den König, um einen von dessen Gedanken zu bekräftigen und noch etwas hinzuzutun; der König sah ihn ernsthaft an und sagte: „Erst ich, dann Ihr!"

Gottsched[10] sagte in seinen bekannten Unterredungen mit dem Könige in Leipzig im November 1757, wobei er sehr viel und schnell redete, allerdings viel Untreffendes, Pedantisches und Ungereimtes; daher er auch dem Könige gar nicht gefiel, der sich vor diesen Unterredungen einen vorteilhaftern Begriff von ihm gemacht hatte. Aber hin und wieder sagte er doch etwas Gutes.
Es war unter andern von den Eigenschaften der deutschen Sprache die Rede. Der König gab sie für rauh, ungelenk usw. aus; und Gottsched verteidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte, und das mit vielem Geschrei. Der König nahm demungeachtet der deutschen Sprache immer mehr weg und sagte endlich: Es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche sie ungeschickt zur Beredsamkeit und Poesie machten. Z. B. sagte der König: „Da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton: Buhler"; dies wiederholte er einige Male und drückte den Ton aufs uh.
Gottsched: „Ew. Majestät, es klingt doch ebenso wie: boule!"
Der König, den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Konsonanten! Mir tun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da ist lauter Kah und Peh (er drückte wieder auf K und P) Knap — Knip — Klop — Klotz — Krok! — Sein eigener Namen, wie hart! — Gottsched! — fünf Kon-

sonanten t-t-s-c-h! — ttsch! — ttsch! — was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht so angenehm ausdrücken als andere Sprachen!"
Gottsched: „Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen nennen wir Deutschen: Liebe; die Franzosen aber: Amuhr!"
Man kann denken, daß auch er den Ton auf das muhr drückte. Und wer noch den rauhen und schreienden Ton von Gottscheds Stimme gehört hat und sich dessen erinnert, kann sich vorstellen, wie fürchterlich das uh und r in seinem Munde geklungen habe.

Der König hatte bekanntlich einen gewissen Widerwillen wider den König von Polen August III. und spielte nicht selten in der Konversation auf die schlechte Staatswirtschaft an, die damals in Sachsen herrschte. Ums Jahr 1754 kam der König auf den Gedanken, bei Sanssouci eine Bildergalerie zu sammlen. Er gab deswegen verschiedenen Personen Aufträge, Bilder von berühmten Meistern zusammenzusuchen. Diese verlangte er, wie billig, erst zu sehen, und wenn sie ihm gefielen, fragte er nach dem Preise. Besonders erhielt der bekannte Kaufmann Johann Ernst Gottskowski Aufträge dieser Art. Der König wollte insonderheit gern ein paar Gemälde von Rafael haben. Es ward deshalb nach verschiedenen Städten Italiens geschrieben. Gottskowski hatte ein solches Gemälde in Rom entdeckt, das zu verkaufen war. Der König befahl ihm, es so einzurichten, daß das Gemälde auf des Königs Kosten nach Potsdam zum Ansehen gesendet würde, und sich dabei zugleich vor-

läufig nach dem Preise zu erkundigen. Gotzkowski berichtete dem Könige im Februar 1756: Sein Korrespondent in Rom melde ihm, daß der Besitzer das Gemälde nicht außer Rom zum Ansehen schicken wolle, sondern es solle in Rom darauf gehandelt werden; dabei gebe man vor, der König von Polen habe auf dies Gemälde schon 30 000 Dukaten geboten, wofür man es nicht lassen wolle. Darauf bekam Gotzkowski folgendes eigenhändige deutsche Antwortschreiben, das ich mit diplomatischer Genauigkeit hier abdrucken lasse:

„Ich habe einen Rafael in Handel, der nicht so theuer ist, den erwarte ich erstlich Antwort. Dem Könige in Pohlen stehet frey, vor ein Tableau $\frac{30}{m.}$ Ducaten zu bezahlen, und in Sachsen vor $\frac{100}{m.}$ Rthlr. Kopfsteuer auszuschreiben, aber das ist meine Methode nicht. Was ich bezahlen kann, nach einem resonnablen Preis, das kaufe ich, aber was zu theuer ist, laß ich dem Könige in Pohlen über, denn Geld kann ich nicht machen, und Imposten aufzulegen ist meine Sache nicht. Fch."

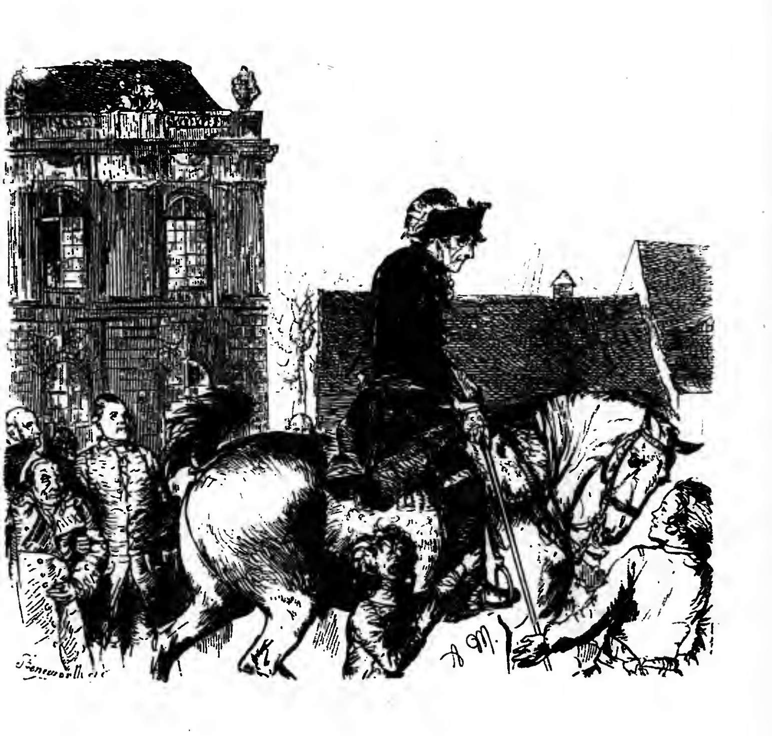
Der König liebte zwar in den Gemälden schöne und angenehme männliche und weibliche Figuren, aber keine unanständige Vorstellungen. Als ihm einst ein sonst schöngemaltes, aber etwas unanständiges Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe von Cignani[11] zum Verkauf angeboten ward, so sagte er, sobald er es ansichtig ward: „Pfui! Pfui! fort damit!"

Einige Jahre vor des Königs Tode, als er sich zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, hatte er bestellt, daß er den andern Morgen in verschiedne Exerzierhäuser reiten wollte. Es fiel aber in der Nacht nicht nur große Kälte ein, sondern auch ein heftiger Wind und Schneegestöber, und der König befand sich am folgenden Morgen nicht wohl, welches er selbst sagte. Ein General nahm davon Gelegenheit, den König zu fragen, ob er bei dem sehr bösen Wetter nicht lieber fahren wollte? Der König nahm dies nicht wohl auf und sagte ein wenig hastig:
„Wie kann Er so etwas sagen? Wenn es nun Krieg wäre, so müßte ich doch fort."
„Auch alsdann könnten Ew. Majestät bei so bösem Wetter allenfalls für Ihre Person im Wagen fahren."
„Herr! wenn ich fahre, so fährt die ganze Armee!"
Und er begab sich wirklich, ungeachtet des bösen Wetters und seiner Unpäßlichkeit, zu Pferde nach den Exerzierhäusern.

Des Königs populäres Wesen ist bekannt. Einmal war er, als er von Schlesien nach Berlin zurückkam, am Schlesischen Tore zu Pferde gestiegen, um den angefangenen Bau des an der Spree erbauten Magazins und der Kasarme zu besehen und nachher, wie er gewöhnlich tat, die Prinzessin Amalia[12] zu besuchen. Er ritt die Köpenicker Straße herunter, wo ich ihm von ungefähr begegnete und von der folgenden kleinen Geschichte Zeuge war, welche, so geringfügig sie auch ist, ein Beispiel von seinem unbefangenen Wesen und auch von seinem trefflichen Gedächtnisse gibt.
Der König ritt ganz allein im Schritte, nur ein Reitknecht

hinter ihm. Es versammleten sich um ihn, wie gewöhnlich, Leute, die ihn sehen wollten, besonders eine Menge Kinder, welche zehn bis zwanzig Schritte vor sein Pferd voraus-liefen und hernach wieder stehenblieben, ihn anzugaffen, bis er an sie kam. Er sagte ihnen ein paarmal mit Güte: „So geht doch fort und nehmt euch in acht, daß ihr nicht unters Pferd kommt." Im Anfange der Neuen Jakobsstraße übergab ihm ein Mensch eine Supplik, die der König selbst annahm. Der Mensch ging neben des Königs Pferde her und redete ihn laut an, der König antwortete ihm einigemal und schien ihn etwas zu fragen, worauf der Mensch wieder antwortete, immer neben des Königs Pferde her-gehend. Durch dieses Gespräch hatte der König vermutlich aus der Acht gelassen, rechts in die Neue Roßstraße seinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, sondern ritt in die gerade auf die Neue stoßende Alte Jakobsstraße ziemlich weit hinein; er mochte endlich merken, daß er unrecht geritten war. Er hielt still, sah sich etwas um, wo er eigentlich sein mochte, und sagte: „Hier war sonst ein Haus, wo man durchreiten und nach dem Spitalmarkte kommen konnte." Die Kinder schrien gleich: „Ja! ja! Ew. Majestät! da müssen Sie aber etwas wieder zurückreiten! Kommen Sie, wir wollen Sie hin-führen." Der König sagte: „Nun so führt mich!" Die Kin-der sprangen voran und schrien, als sie an das Haus kamen: „Hier! Hier!" Der König bückte sich, um durch den nicht sehr hohen Torweg und das Haus und durch einen sehr engen Weg zu reiten, wo etwa zwei Personen gehen kön-nen, der nach der Neuen Grünstraße führt.

Der König mochte vielleicht seit dreißig oder vierzig Jahren nicht in dieser abgelegenen Gegend gewesen sein, die er sonst



Friedrich reitet durch Berlin



niemals passierte. Die Häuser dieser Straße wurden unter der Regierung seines Herrn Vaters um das Jahr 1730 erbauet. Wahrscheinlich hat er damals bemerkt, daß man vor ein kleines Gäßchen ein Haus bauete; und es war ihm seit der Zeit im Sinne geblieben.

Sooft der König des Morgens bei den Regimentern vorbeiritt, war allemal seine Gewohnheit, den Soldaten zu sagen: „Guten Tag, Kinder!" Die Antwort war schnell: „Guten Tag, Fritz!"

In der Lausitz, auf eben dem Marsche, als der König mit der Generalität neben der Kolonne herritt, kam von der Seite ein stattlich geputzter Mensch geritten, stieg ab und fiel vor einem großen starken General, den er für den König ansah, auf die Knie und bat um eine Gnade. Der König, der ihn von fern bemerkte, ritt etwas schneller und machte sich voraus. Der General fragte den Menschen: Mit wem er zu reden meine? „Ich hoffe vor Sr. Majestät zu stehen!" war die Antwort. „Ei," hieß es, „der König ist schon lange voraus." Er wollte dem Könige nach, weil aber der König scharf ritt, konnte er ihn nicht mehr einholen. Als wir zum Könige kamen, sagte er zum General: „Der Narr hat Seinen großen Bauch für mein kleines Gekrös angesehen."

Ehe wir gegen Torgau kamen, stieg ein Husarenweib vom Pferde, ging in eine offene Scheune und gebar einen Knaben. Gleich nach der Niederkunft raffte sie alles, nebst dem Kinde zusammen, schwung sich aufs Pferd und kam nahe

zum Könige: „Ew. Majestät, hier ist ein junger Fritz, den ich soeben in einer Scheune gebar!" – „Ist er schon getauft?" fragte der König. – „Nein! Er soll aber Fritz heißen!" – „Gut, habt Sorge für ihn, und wenn es Friede wird, meldet Euch bei mir, ich werde für den Jungen sorgen!"

In dem Feldzuge 1778 ließ sich der König einmal aderschlagen. An demselben Tage fiel nachmittags eine Kanonade mit dem Feinde vor, welche so stark ward, daß der König für nötig fand, selbst hinzureiten. Bei der Bewegung sprang ihm die Ader auf. Der König stieg vom Pferde und ließ sich von einem Kompagniefeldscher, welcher sich ungefähr daselbst befand, die Ader wieder zubinden. Es schlug eine Kanonenkugel neben ihm nieder. Der Feldscher erschrak und zitterte. Der König sagte lächelnd zu den Umstehenden: „Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln gesehen haben."

Der König beschrieb einmal in der Konversation den Unterschied der drei im Heiligen Römischen Reiche üblichen Religionen folgendergestalt: Die Reformierten essen ihr Brot ohne ihren Gott, die Lutheraner essen mit und unter ihrem Brot ihren Gott, die Katholiken essen ihren Gott ohne Brot.

Als Voltaire einmal von Berlin nach Frankreich zurückreisete, kehrte er an der französischen Grenze unerkannt auf einige Tage in ein Kloster ein, weil er krank war und bequem ausruhen wollte. Es konnte in dieser Lage nicht anders sein, als daß er, wenn er nicht wirklich bettlägerig war, morgens die Messe hörte. Er stützte sich, wenn er in

die Kirche ging, seiner Schwächlichkeit wegen, und vielleicht um noch schwächlicher zu scheinen, auf seinen Sekretär, den er aus Potsdam mitgenommen hatte. Da dieser es bei seiner Zurückkunft dem Marquis d'Argens erzählte, so sagte der König mit Lachen: „Das wäre erbaulich genug anzusehen gewesen, wie sich bei der katholischen Messe der Deismus auf den Kalvinismus stützte."

Der König schickte nach der Schlacht bei Leuthen den Oberstleutnant von Marwiz[13] nach London, um die Nachricht von dieser Schlacht dahin zu bringen. König Georg II. freuete sich sehr über die Nachricht von der gewonnenen Schlacht und fragte den Herrn von Marwiz nach verschiedenen Umständen davon, auch überhaupt von dem eben geendigten so äußerst merkwürdigen Feldzuge. Unter andern fragte er: Wie es denn zugegangen sei, daß sich der Feldmarschall Lehwald von den Russen habe schlagen lassen? Marwiz, der nicht recht wußte, was darauf zu antworten, versetzte: „Ew. Majestät, es ist ein so alter Mann!" Der König rief darauf mit einigem Befremden aus: „Alt! Wie alt ist er denn?" In dem Augenblicke besann sich Herr v. Marwiz, daß König Georg II. damals selbst schon vierundsiebzig Jahre alt war, und sagte geschwind, ohne die Farbe zu verändern: „Dreiundneunzig Jahre!" – „Ja!" antwortete der König, „dann ist er wirklich alt."

Während des Siebenjährigen Krieges pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als gesottene Brezeln mit französischem Käse, Poste de Meaux[14] genannt, zu essen und Tiroler Wein dazu zu trinken.

Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Kantonierungsquartiere nach Meißen zog, so wurde bei dieser Gelegenheit der gedachte französische Käse mitzunehmen vergessen. Da der König nun seiner Gewohnheit nach davon zu essen verlangte und man demselben berichtete, daß er zwar vergessen, indessen bereits eine Estafette zurückgeschickt wäre, welche ihn holen sollte, so war der König sehr ungehalten über die Vergessenheit seiner Leute. Als die Kammerbedienten am folgenden Morgen in seinem Zimmer beim Anzuge gegenwärtig waren, fragte er einen: „Wieviel Esel habe ich bei mir?" Der Kammerbediente, der wohl merkte, wen der König mit dieser Frage gemeint wissen wollte, antwortete: „Mit mir haben Ew. Majestät fünf Esel bei sich." Der König, welcher dies vermutlich nur hören wollte, sagte: „Es hätte also wohl einer davon so klug sein und meinen Käse mitnehmen können." – Nun war wieder alles gut.

Ich kann das zehnte Buch der Briefe des Plinius nicht lesen, ohne bei Trajan an den verewigten Friedrich zu denken. Das Vertrauen Trajans zum Plinius, der helle Blick, der kurze und deutliche und billige Bescheid, die Teilnehmung an seinem treuen, seines Vertrauens würdigen Diener, alles hat viel Ähnliches. Es wären vielleicht aus Kabinettsordern, die Friedrich an vertraute Minister und Generale ergehen ließ, ähnliche Beispiele zu finden. Ich begnüge mich hier, nur zwei kleine vertraute freundschaftliche Briefe und Antworten Plinius' und Trajans mit ähnlichen Briefen aus des Königs freundschaftlicher Korrespondenz mit Fouqué[15] nebeneinander zu setzen und zu versuchen, ob die Ver-

gleichung der antiken und modernen so homogenen Gesinnungen und Charaktere meinen Lesern so viel Vergnügen machen möchte als mir. Hiebei ist noch zu bemerken, daß bei der antiken Korrespondenz Plinius den freundschaftlichen Schritt allemal zuerst tut, bei der modernen jederzeit Friedrich zuerst.

C. PLINIUS TRAJANO IMP. S.[16]

Quia confido, Domine, ad curam tuam pertinere, nuntio tibi me Ephesum cum omnibus meis *ὑπὲρ Μαλέαν* nauigasse. Quamuis contrariis ventis retentus, nunc, destino partim orariis nauibus, partim vehiculis, prouinciam petere. Nam sicut itineri graues aestus, ita continuae nauigationi etesiae reluctantur.

TRAJANUS PLINIO S.

Recte renuntiasti mihi, Secunde carissime. Pertinent enim ad animum meum, quali itinere in prouinciam peruenias. Prudenter autem constituis interim nauibus, interim vehiculis uti, prout loca suaserint.

LETTRE DU ROI — Le 10. Févr. 1765.

Je vous envoye, mon cher ami, un fragment de pâté de Périgord véritable, avec des truffes qui viennent de ce pays-là. Je souhaite qu'il vous ragoute, et que cette occasion me procure des nouvelles de votre santé. Car quoique voisin, je n'apprends pas le mot de ce qui vous regarde, bien que personne ne s'y intéresse plus que votre ancien et fidèle ami. *Frédéric.*

LETTRE DU GÉNÉRAL FOUQUÉ

Sire!

Je suis très-sensible à la bonté de votre gracieux souvenir, et me réjouis fort de vous savoir dans votre repos. Il paroît très-convenable, Sire, d'en prendre de tems en tems à votre âge, pour faire vie qui dure. La différence de l'original du pâté de Périgord à la copie de Brandebourg me paroît très-remarquable. Je dois la même justice à celui de Sans-Souci, et trouve selon mon goût, que l'assaisonnement de Sir Noël l'emporte sur l'original même.

Ma santé est fort journalière; je ne sors de mon enclos que pour me rendre au temple, y porter mes voeux pour la prospérité de V. M. D'ailleurs je vis dans la retraite, et ne vois chez moi que quelques officiers de la garnison, mes collègues, et ma fille. Je suis etc.

à Brandebourg
ce 11. Février 1765. *L. M. Fouqué.*

C. PLINIUS TRAJANO IMP. S.

Diem, Domine, quo seruasti imperium, dum suscipis, quanta mereris laetitia, celebrauimus, precati deos ut te generi humano, cujus tutela et securitas saluti tuae innisa est, incolumem florentemque praestarent. Praeiimus et commilitonibus jus jurandum more solemni praestantibus et prouincialibus, qui eadem certarunt pietate, jurantibus.



Friedrich der Große und Fouqué



TRAJANUS PLINIO S.

Quanta religione ac laetitia commilitones cum prouincialibus, te praeeunte, diem imperii mei celebrauerint, libenter, mi Secunde carissime, cognoui ex literis tuis.

LETTRE DU ROI

Ce 23. Dec. 1767.

Mon cher ami, je croirois avoir mal passé la Noël, si je ne vous envoyois pas une petite marque de mon souvenir. Voici de ma porcelaine, pour que vous jugiez des progrès de ma fabrique, et voici des truffes que j'ai reçues de Turin. Je souhaite que l'un et l'autre vous soit agréable; que vous vous portiez bien, et que vous n'oubliez pas votre ancien et fidèle ami.

Frédéric.

LETTRE DU GÉNÉRAL FOUQUÉ

Sire!

N'être plus bon à rien, et jouir des graces et des bienfaits du Roi son maître, est une satisfaction qui ne se fait pleinement ressentir qu'à mon âge.

Vous jugerez, Sire, de la joye que produit en mon coeur votre gracieux souvenir et les belles étrennes qu'il vous a plu d'y ajouter.

La production de votre fabrique de porcelaine est un ouvrage achevé, dont la beauté et le goût surpassent tout ce qu'on peut voir en ce genre. Quant aux Truffes de Turin, qui à mon goût ne valent rien, peut-être que celles de votre pays auroient le même sort en faisant un voyage semblable.

Je vous souhaite, Sire, une bonne et heureuse année. Portez-vous bien, soyez content et prospérez toujours.

à Brandebourg — *Je suis etc.*
ce 30. Decembre 1767. — *L. M. Fouqué.*

Man hat bemerkt, daß der unsterbliche Luther, wenn er lateinisch schrieb, viel zierlicher und auch weniger heftig schrieb, als in deutscher Sprache. Ob sich gleich in beiden Sprachen sein Geist gleich deutlich zeigt, so war doch der Ausdruck ganz anders. Eine ähnliche Bemerkung kann man über Friedrich den Großen machen, wenn er französisch und wenn er deutsch schrieb; oder vielmehr der Unterschied ist noch merklicher. Der König hatte die deutsche Sprache gar nicht studiert, sie war ihm ein beschwerliches Werkzeug, dessen er sich nicht recht zu bedienen wußte. Er merkte wohl immer, daß er sich nicht ganz richtig ausdrückte, aber er wußte nicht, wie es besser zu machen wäre, daher kam er auf das, was er schon gesagt hatte, zurück und sagte es noch einmal, wodurch er weitschweifig wurde, wenn er recht nachdrücklich sein wollte. Seinen hellen Geist bemerkte man aber doch allenthalben. Nachstehende umständliche Kabinettsorder, die er, wie man leicht sehen wird, ganz selbst diktiert hat, weil ihm die Sache sehr am Herzen lag, ist ein merkwürdiges Beispiel seiner hellen Einsicht und seiner sonderbar originalen deutschen Schreibart. Ich lasse es mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken:

„Mein lieber Etats Minister Freiherr v. Zedlitz. Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schuhl-Anstalten noch viele Fehler sind, und daß besonders in den kleinen Schuhlen die Rhetoric und Logic nur sehr schlecht oder nicht ge-

lehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchstnothwendige Sache ist, die ein jeder Mensch, in jedem Stande, wissen muß, und das erste Fundament, bey Erziehung der jungen Leute seyn soll, denn wer zum besten raisoniret, wird immer weiter kommen, als einer der falsche consequences ziehet; So habe Euch hiedurch, Meine eigentliche Willens Meinung dahin bekannt machen wollen: Wegen der Rhetoric, ist der Quintilien, der muß verdeutschet, und darnach in allen Schuhlen informiret werden, sie müssen die jungen Leute traductions, und discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreiffen, nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abregé daraus machen, daß die jungen Leute, in den Schuhlen, alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schuhlen schon mit dahin bringen: Zum Unterricht in der logic, ist die beste im teutschen, von Wolff: solche ist wohl ein bisgen weitläuftig, aber man kan sie abregiren lassen: die ersten Schuhlen sind immer Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herum lauffen, und halten sie nicht genung zum lernen an: Lateinsch müßen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe Ich nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten zum leichtesten beyzubringen; Wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was andern widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können: In Joachims-

thal, und in die andern großen Schuhlen, muß die logic, durchgehends gründlich gelehret werden, auch in den Schuhlen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen, in seinen eigenen Sachen, daß muß seyn: die Lehrer, müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlet, und wenn sie das nicht gebührend thun, und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden: die Rhetoric nach den Quintilien, und die logic, nach dem Wolff, aber ein bisgen abgekürzt, und das lateinsche nach den Autoribus classicis, muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und so müssen sie unterrichtet werden, und die Lehrer und Professores, müssen das lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichste Stücken mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beybringen können, und die leichteste methode dazu ausfündig zu machen wissen: Ihr müsset daher, mit der Schuhl-Verbesserung, in den großen Städten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg rc. zuerst anfangen: Auch ist die Elisabeth-Schuhle zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeisters genommen werden können: bey den kleinen Schuhlen muß erst angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Professor, Secretair, oder was es ist, studiren, so müssen sie das alles, auch lateinisch, wissen: Eine gute teutsche Grammatic, die

die beste ist, muß auch bey den Schuhlen gebraucht werden, Es sey nun die Gotschedsche, oder eine andere, die zum Besten ist:

Von großen Nutzen würde es seyn, wenn die jungen Leute, so in einem Schuhlhause beständig beysammen wären, wofür die Eltern was gewisses bezahlten, so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herum lauffen laßen: Wie im Joachimsthal, da können sie gut studiren, da sind sie immer bei einander: die rhetoric und logic ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleich nöthig, nur muß die methode des Unterrichts ein bisgen reformiret werden, damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn ein Lehrer oder Professor, darin sich hervorthut, so muß man denn sehen, wie man dergleichen Lehrer, auf eine Arth avantagiret, daß sie aufgemuntert, und die andern gereitzet werden, sich auch zu befleißigen, daß sie nicht so grob sind: die Autores classici, müssen auch alle ins teutsche übersetzet werden, damit die jungen Leute eine idée davon kriegen, was es eigentlich ist: sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht: die guten Autores müssen vor allen übersetzet werden ins teutsche, als im Griechschen und lateinschen, der Xenophon, Demosthen, Salust, Tacitus, Livius, und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist: Im Französischen sind auch excellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzet werden; Und wenn denn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die teutsche Übersetzung gehalten, und ihnen gewiesen werden, wo

sie unrechte Wörter angebracht, und gefehlet haben: Gegenwärtig geschiehet der Unterricht nur schlecht, und es wird nicht genung Attention auf die Erziehung in den Schuhlen gewant, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die erste fundamente sind nicht nutze: Wer zum besten raisoniren kann, wird immer zum weitesten kommen, beßer als der, der nur falsche Schlüße ziehet: Vor junge Leute, die beym Commerce gehen wollen, sind so ein hauffen gute Bücher, woraus sie das commerce einer jeden nation in der ganzen Welt kennen lernen können: für Leute, die Officiers werden, ist die historie nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfang gelehret werden: denn es sind abregés genung davon da, anfänglich muß man sie nur kurtz unterrichten, und bey den alten Zeiten nicht zu lange sich aufhalten, doch so, daß sie eine Kentniß von der alten Geschichte kriegen: Aber in den neuern Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das gehet auch spiehlend an: In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen solche zu lernen: Und was die Philosophie betrift, die muß von keinen Geistlichen gelehret werden, sondern von Weltlichen: sonsten ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Officier die Kriegskunst, lehren soll: Er muß aber alle Systems mit den jungen leuten durchgehen, und durchaus keine neue machen: Von der metaphysic, müßen sie auch was durchgehen: Aber vom Griechschen und lateinschen gehe Ich durchaus nicht ab, bey dem Unterricht in den Schuhlen: Und die logic, ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine

Sachen überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: die rhetoric, muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beygebracht werden: Man muß auch darauf Acht geben, daß die Kinder, fleißig in die Schuhlen kommen, und wenn das nicht geschiehet, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schuhle, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu hause behalten:

Daß die Schuhlmeister aufm lande, die religion, und die moral, den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müßen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bey ihrer religion hübsch bleiben, und nicht zur Catholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste, und weit besser wie die Catholische, darum müßen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die leute attachement zur religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden: Diebereyen werden indessen nicht aufhören, das liegt in der Menschlichen Natur: denn natürlicher Weise ist alles Volck diebisch, auch andere leute, und solche, die bey den Cassen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben: Im Lauenburgschen und Bütowschen, ist es noch mehr, wie an andern Orthen nöthig, die education der Kinder, in einer beßern Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran:

Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich, und vernünftig: Wenn man von daher, könnte Schuhlmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut seyn: Ihr werdet sehen, wie das zu machen stehet: sonsten ist es auf dem platten Lande

genung, wenn sie ein bisgen lesen und schreiben lernen, wißen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Secretairs und so was werden: deshalb muß man aufm platten Lande, den Unterricht, der jungen Leute so einrichten, daß sie das nothwendige, was zu ihrem Wißen nöthig ist, lernen, aber auch in der Arth, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglauffen, sondern hübsch da bleiben: Nach dieser Meiner Willens Meinung und Vorschrift, werdet Ihr daher, bemühet seyn, alles in den Schuhlen beßer einzurichten, und zu reguliren, damit meine LandesVäterliche Intention, bestens erreichet wird. Ich bin übrigens Euer Wohl affectionirter König.
Potsdam den 5. September 1779. Friedrich."

Ein Rat einer fürstlichen Regierung bat um den Charakter als königlicher Hofrat, worauf folgende Kabinettsorder erfolgte:

„Mein lieber Großkanzler Freiherr von Fürst. Ich will wohl dem Regierungrat *** den in der Originalanlage nachgesuchten Hofratscharakter, jedoch mit dem Beding, daß er niemals etwas zu raten hat, erteilen; wornach Ihr ihm das Patent auszufertigen habt.
Potsdam, d. 6. März 1778. Friedrich."

Verschiedene charakteristische eigenhändige Marginalien werden vermutlich den Lesern nicht unangenehm sein. Wo es nötig, liefere ich zugleich die Berichte der Minister. Ausländer, die dergleichen noch nicht gesehen, können einigermaßen hier bemerken, daß diese Berichte und Anfragen kurz und deutlich sein mußten, und daß alle unnötige Kurialien

und sogar die sogenannten Courtoisien darin wegblieben. Daß ich des Königs Marginalien mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen, wird man vermutlich billigen. Das Oberkuratorium der Universitäten berichtete 1742 an den König:

„Ew. K. M. allerhöchstem Befehl zufolge ist man im Begriff, die Universität zu Frankfurt a. d. O. zu verbessern, wobei zu Erhaltung guter Ordnung vorläufig höchst nötig gefunden worden, eine Instruktion für den ohnlängst bestellten Universitätsdirektor Fleischer zu entwerfen und deren Original zu Ew. K. M. allergnädigst gefälligen Approbation und Unterschrift hiedurch alleruntertänigst einzusenden.

Berlin, den 31. August 1742. Brand. Reichenbach.'

Mündliche allergnädigste Resolution.

„Sie haben aber zu viel Professores. Sie sollten wenige und tüchtige, berühmte Männer nehmen, wodurch die Universitäten am besten in Flor kommen. Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen.

Potsdam, den 14. September 1742."

Der Professor W. in Lingen wurde im Jahre 1768 nach Herborn berufen. Man trug daher auf seine Entlassung an, und der König schrieb bei:

„wan er Dort mehr Krigt und das es Kein=Exstraordinairer Kop ist, guht. Fch."

Eine Frau v. * * * suchte im Jahre 1782 im Marienstifte zu Königsberg in Preußen wiederholentlich die Materstelle

nach. Der König forderte hierüber vom geistlichen Departemente Bericht, in welchem es hieß: daß die nachgesuchte Stelle zurzeit noch nicht erlediget sei. Darunter schrieb er eigenhändig:

„So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich Kan die leute nicht Toht Schlagen. Fch."

Der König hatte zuweilen ganz sonderbare Ideen. Bei einer Reise sprach er mit einem Regierungspräsidenten umständlich über die Abkürzung und Beschleunigung der Prozesse und fragte am Ende, wieviel Prozesse damals schwebten. Die Antwort war: 480. Der König fragte ihn: Wieviel Quadratmeilen und wieviel Einwohner die Provinz habe? Auf erhaltene Antwort dividierte er letztere mit fünf zu Familien, rechnete einige Minuten in Gedanken und brachte heraus, daß 480 Prozesse viel zu viel, und höchstens nur 200 Prozesse gut getan werden könnten. Es müßten also, sagte er, die Prozesse sehr vermindert werden, worauf der Präsident seine Aufmerksamkeit richten müsse. „Aber eigentlich", setzte er hinzu, „sollten es die Schulmeister tun; die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein."

Der berühmte Musiker Quanz[17], Friedrichs II. Lehrer auf der Flöte und beständiger musikalischer Gefährte, kam zuerst im Mai des Jahres 1728 mit nach Berlin, als der König von Polen den König Friedrich Wilhelm I. besuchte. Er ließ sich vor der Königin hören, welche eine kleine Kapelle hatte. Der Kronprinz bekam Lust, die Flöte zu lernen, und die Königin begünstigte diese Neigung und schlug daher

sogar Quanzen vor, in ihre Dienste mit achthundert Reichstaler Besoldung zu treten. Dies konnte aber Quanz nicht annehmen, weil ihn der König von Polen nicht lassen wollte, der ihm aber Erlaubnis gab, jährlich zweimal nach Berlin zu reisen, um den Kronprinzen im Flötenspielen zu unterrichten. Schon in den wenigen Tagen des damaligen Aufenthalts ward der Anfang mit den Lehrstunden gemacht, und hernach setzte der Kronprinz die Übungen auf der Flöte eifrig fort. Die Reisen, welche Quanz dieserhalb nach Berlin machte, mußten aber, besonders anfänglich, sehr geheim geschehen; denn der König mußte nichts davon wissen, der damals seinen jungen Kronprinzen bloß zum Soldaten machen wollte und, wie man sehr wohl wußte, ein so sanftes Vergnügen, wie die Musik, besonders die Flöte gewährt, nicht würde gebilligt haben.

Im Sommer des Jahres 1730, kurz vorher ehe der König mit dem Kronprinzen die Reise durchs Reich bis nach Wesel anstellte, von wo der Kronprinz bekanntermaßen insgeheim nach England gehen wollte, worauf hernach die bekannten unglücklichen Umstände erfolgten, war Quanz auch in Berlin, um mit dem Kronprinzen, zuweilen des Morgens früh schon gegen sechs Uhr, gewöhnlich aber alle Nachmittage von vier bis gegen sieben Uhr zu spielen. Das Mißvergnügen zwischen dem König und dem Kronprinzen war damals schon sehr groß, und der Prinz suchte damals in den meisten Dingen das Gegenteil von dem zu sein, was sein Herr Vater war. Vormittags mußte er sich äußerlich zwingen. Die enge Uniform, das schlichte gekräuselte Haar, der steife Zopf, der ernste Soldatenschritt waren nicht nach seinem Geschmacke, aber er mußte sich darein schicken. Allein nach der Mit-

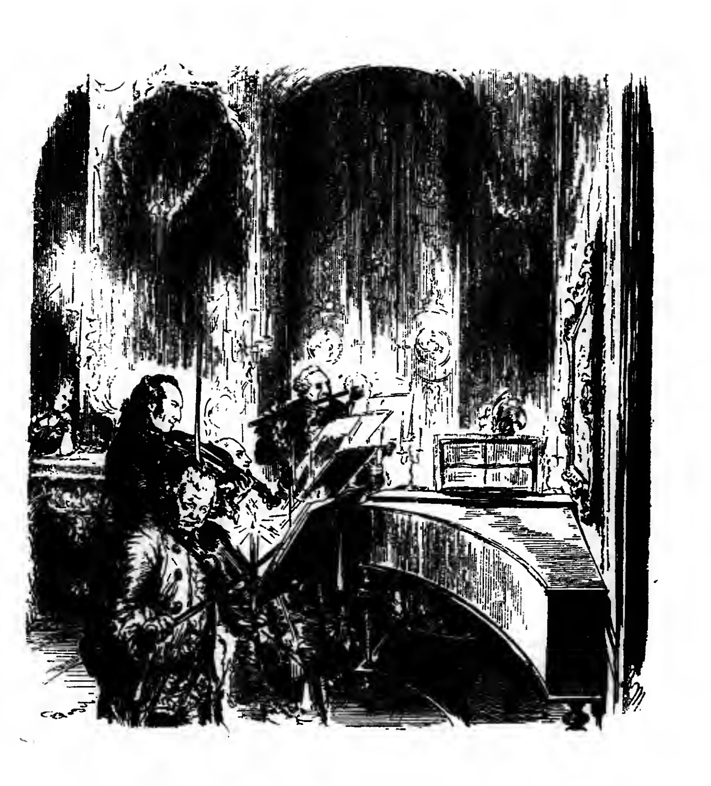
tagstafel, wenn er in seinen Zimmern sich selbst überlassen war, wollte er in denselben auch ganz nach seinem Sinne leben. Er ließ sich denn gewöhnlich ganz nach der damaligen Mode frisieren, band einen Haarbeutel ein und zog einen Schlafrock von goldenem Brokat an; und so studierte er und spielte die Flöte.

So angezogen war der Kronprinz auch an einem Tage, da eben Quanz mit ihm spielte, als plötzlich der nachher so unglücklich gewordene Herr von Katte, der Liebling des Kronprinzen, eilig ins Zimmer sprang und erschrocken berichtete, der König käme und sei ganz nahe. Dem Könige war des Kronprinzen Lieblingsneigung zu den Büchern und der Musik nicht ganz verborgen geblieben. Beides war ihm höchst zuwider, und er wollte also den Kronprinzen überraschen. Katte ergriff in größter Eil die Kasten mit den Flöten und den Musikalien, nahm den höchst erschrockenen Quanz bei der Hand und sprang mit ihm und den Kasten in ein kleines zum Einheizen der Öfen bestimmtes Kabinett. Hier mußten sie über eine Stunde aushalten, und Quanz, der mir selbst diese Geschichte erzählt hat, zitterte am ganzen Leibe, um so viel mehr, weil er einen roten Rock anhatte, eine Farbe, welche dem Könige höchst zuwider war. Der Kronprinz hatte zwar in größter Eil die Uniform angezogen, aber der Haarbeutel war so geschwind nicht wegzubringen, also ist leicht zu erachten, wie verstört die Zusammenkunft gewesen sein mag. Der König entdeckte bald die hinter den Tapeten verborgenen Schränke, wo die Bücher und die Schlafröcke befindlich waren. Diese ließ er gleich in den Kamin werfen, die Bücher hingegen befahl er dem Buchhändler Haude zu verkaufen. Dieser behielt die Bücher zum

Dienste des Kronprinzen, der daraus einzeln abholen ließ, was er brauchte, bis ihm die ganze Bibliothek wieder zugestellt werden konnte.
Quanz ward endlich, nachdem der König weggegangen war, aus seinem Winkel erlöset; er war aber nachher bei seinen Reisen und Aufenthalte in Berlin sehr vorsichtig, besonders erschien er daselbst nie wieder in einem roten, sondern nur in einem grauen oder blauen Rocke.

Als Friedrich II. zur Regierung kam, nahm er Quanz in seine Dienste unter ansehnlichen Bedingungen. Er spielte bloß in der Kammer, nicht im Orchester. Die Kompositionen und die Flöten, die er für den König machte, wurden ihm besonders bezahlt. Er komponierte, solange er in den Diensten des Königs war, allein für den König. Er hat bekanntlich dreihundert Flötenkonzerte komponiert, davon er den allergeringsten Teil kann gemacht haben, ehe er zum Könige kam. Es ist keine geringe Aufgabe, eine so große Anzahl von Konzerten für Einen Liebhaber zu machen, und für einen Liebhaber, der ein König ist. Es ist dies daher ein Beweis von Quanzens Reichtum an musikalischen Gedanken. Jedes dieser Konzerte hat einen eigentümlichen Charakter; die Einförmigkeit liegt in den Passagen, wo sich Quanz nach dem Könige richten mußte, der nicht etwas ganz Fremdes haben wollte. . .
Quanz war freilich in Gesellschaften ein musikalischer Diktator. Wer seine wirklich mannigfaltigen Einsichten in die musikalische Kunst nützen wollte, mußte ihm nicht widersprechen, vielmehr ihn dem Gange seiner Ideen folgen lassen; und das war nicht jedermanns Sache. Selbst der

König erfuhr dies zuweilen. Zwar war Quanz auch ein Hofmann, denn er hatte die lange Erfahrung, wie es am Hofe und bei Großen zugeht. Er legte es daher nicht darauf an, sich dem Könige entgegenzustellen, wußte vielmehr recht wohl das zu vermeiden, wovon er wußte, daß es dem Könige unangenehm hätte sein können. Hingegen, wenn es auf Musik ankam, gab er dem Könige nicht leicht nach, ließ sich vielmehr eher als ein anderer merken, was zu mißbilligen war. Er hatte vorzüglich das Recht bei der Kammermusik, wenn der König spielte, bravo! zu sagen, und war nicht wenig stolz auf diesen Vorzug. Er sparte auch das Bravo! eben nicht; wenn aber der König wirklich etwas von seinen Konzerten nicht so spielte, wie er es gedacht hatte, oder wenn er sonst, welches freilich sehr selten geschah, mit dem König schmollte, so wußte er auch wohl sein Bravo! bei sich zu behalten. Der König merkte darauf, und wenn er meinte, die Schuld läge an seinem Spielen, so untersuchte er es weiter, fragte auch Quanzen wohl, sonderlich in den ersten Zeiten; oder wenn er fand, wo der Fehler lag, so übte er die Stelle, ohne weiter ein Wort zu sagen, und spielte das Konzert außer der Ordnung wieder, bis Quanz freiwillig das Bravo! geben mußte, welches dieser sodann auch mit Nachdruck tat, zum Zeichen, daß er den König verstanden hatte. Wenn der König Quanzen nicht fragte, so würde Quanz nie etwas getadelt haben; alle Anekdoten von solchem Tadel sind erdichtet. Stillschweigen, die Miene verziehen, sich räuspern, war alles, was er sich erlaubte. Nur zweimal in der langen Reihe von Jahren, da Quanz den König täglich beim Konzerte sah, ist er mit ihm geradezu zerfallen. Dies geschah bei folgenden Gelegenheiten.



Flötenkonzert in Sanssouci



Quanz hatte schon in Dresden viele Bemerkungen über die reine Temperatur der Töne auf der Flöte gemacht. Er wußte, wie schwer es ist, auf diesem Instrument rein zu spielen; er suchte diesem Mangel abzuhelfen, ließ seine Flöten aus dem besten Holze mit großer Sorgfalt drehen, teilte nachher die Stimmung selbst sehr genau ab und bohrte die Löcher der Flöte selbst. Aber er behauptete alsdann auch, daß mit einiger Vorsicht, die Flöte in sich selbst rein gestimmt sein und bleiben müsse.

In den vierziger Jahren, wo der König noch am lebhaftesten war, hatte er von Quanz eine neue Flöte bekommen. Sie schien ihm nicht recht zu gefallen, und nachdem er einigemal darauf gespielt hatte, sagte er zu Quanzen, die Flöte sei nicht rein. Das hieß Quanzen von der Seite angreifen, wo er am empfindlichsten war. Quanz ärgerte sich innerlich, aber verteidigte die Flöte. Der König schien zufrieden zu sein; aber den folgenden Tag erneuerte er die Klage. Quanz nahm dem Könige die Flöte aus der Hand, spielte selbst darauf und versicherte, die Flöte gebe alle Töne rein an. Der König behauptete, selbst von Quanz gespielt, sei sie unrein. Dies war mehr, als Quanz vertragen konnte. Er kam außer Fassung; es entstand ein kleiner Wortwechsel, und Quanz sagte endlich mit Heftigkeit: „Wenn ein großer Herr es vertragen könnte, die Wahrheit zu hören, so würden Ew. Majestät gleich wissen, daß es nicht an der Flöte liegt, und woran es liegt." Der König trat ein paar Schritte zurück und sagte etwas heftig: „Wie? Was? Ich sollte die Wahrheit nicht vertragen können? Sage Er, was wahr ist." Quanz sagte ganz trocken und verdrießlich: „Ich habe Ew. Majestät mehrmals gebeten, Sie möchten die Flöte, nach-

dem Sie gespielt haben, nicht in die Hand oder untern Arm nehmen, sondern sie auf den Tisch legen. Sie tun aber jenes doch, und die Flöte klingt unrein, weil sie ungleich erwärmt wird, nicht weil sie an sich unrein ist." Der König, sehr pikiert, antwortete: „Es ist nicht wahr!" und kehrte sich um. Der König spielte die folgenden Tage auf einer andern Flöte, sah aber Quanzen nicht an und sprach kein Wort mit ihm; Quanz hingegen gab dem Könige kein Bravo! So ging es ohngefähr acht Tage. Da kam der König beim Anfange des Konzerts auf Quanzen zu und sagte mit freundlicher Miene: „Mein lieber Quanz, ich habe die Flöte seit acht Tagen auf verschiedene Art untersucht und habe nun gefunden, daß Er recht hat. Ich werde die Flöte nicht mehr in der Hand warm werden lassen." Diese Geschichte erzählte mir Quanz selbst. So geringfügig sie scheinen möchte, könnte sie doch vielleicht ziemlich charakteristisch sein. Der Fall, daß großen Herren geradezu und derb die Wahrheit gesagt wird, ist so selten, und die Art, wie sie sich in so seltnen Fällen benehmen, läßt viel auf ihre innere Gesinnung schließen.

La Mettrie[18] war bekanntlich eigentlich ein Arzt von Profession, hatte viel Witz und gute Laune, aber seine Lebensart war nicht sehr ordentlich. Er machte an der Tafel des Königs den Possenreißer. Der König schraubte ihn oft, zuweilen nicht auf ganz feine Art, um ihn schwatzen zu machen, damit es etwas zu lachen gäbe; da sagte er gemeiniglich viel Drollichtes und erlaubte sich denn auch oft vieles, was ein anderer nie würde gewagt haben, und es ging ihm durch. Ich will ein paar Beispiele anführen.

Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schraubte er La Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als er sichs merken ließ. Das Gespräch ward zwischen beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas von Königen, Staat und Politik fallen lassen; der König ergriff ihn dabei und rief aus: „Hört, La Mettrie, Ihr seid ein Arzt und ein gewaltig gelehrter Mann dazu, aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Eure Sache (elle n'est pas de votre ressort), bleibt bei dem, was Eure Sache ist. Seht!" sagte er halblaut und neigte sich vertraulich zu La Mettrie: „Wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Frikasseen gegessen. Ihr wißt ja als ein erfahrner Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das alles so sehr verwandeln kann und welchen Teil jedes Ragout an der Masse haben wird? Nun sagt hurtig her, Doktor!"

La Mettrie, mit angenommener ernsthafter Miene, antwortete schnell: «Parbleu Sire! c'est bien aussi une affaire de politique, je soutiens donc qu'elle est du ressort de V. M.»

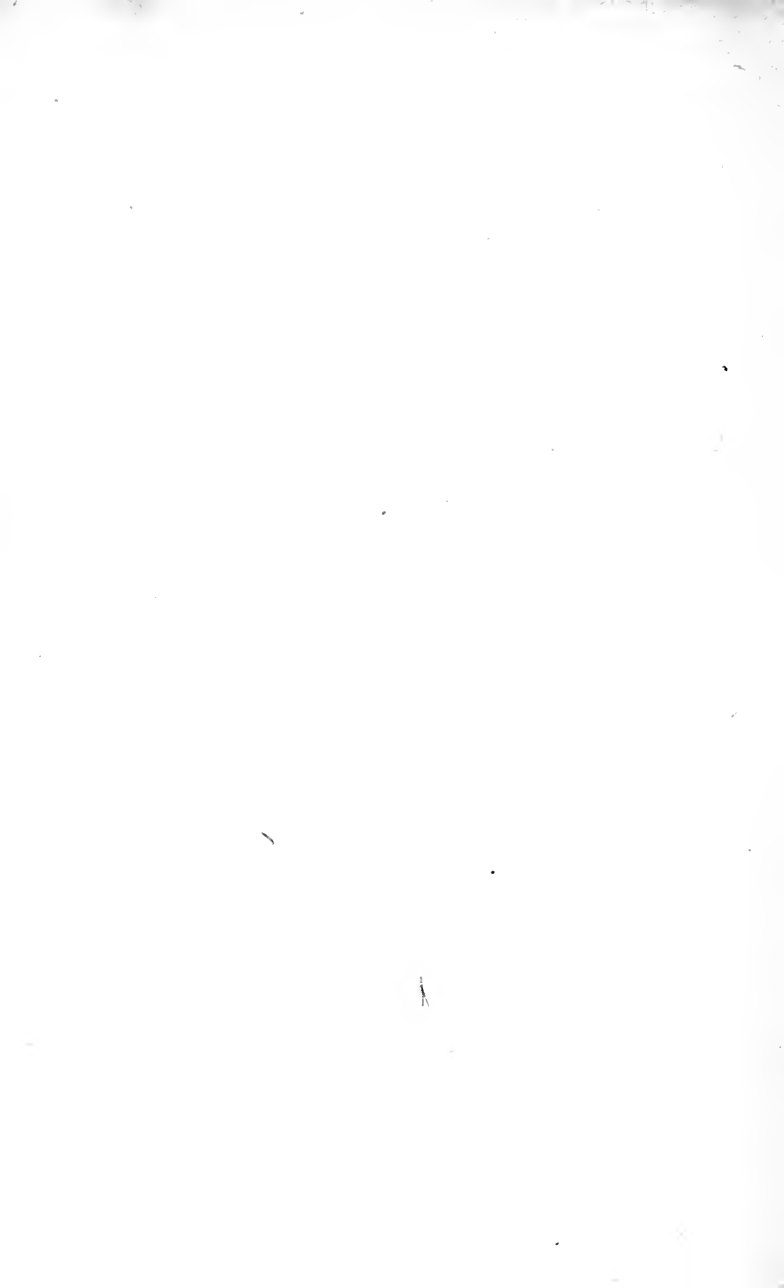
«Comment!» rief der König, «vous étes un fou — une affaire de politique? c'est une affaire de **, je soutiens qu'elle est de votre ressort, et que vous devés nous l'expliquer, parlés donc.»

„Gut," sagte La Mettrie, „weil Ew. Majestät es befehlen, so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohlgeordnet oder übelgeordnet, nachdem es kommt. Zuerst, der Magen ist der König . . ."

Der König unterbrach ihn: „Da seht nun einmal den Narren an! Warum soll der Magen König sein?"
„Ich bitte um Verzeihung – c'est parce-qu'on lui donne tout – und weil er als ein guter König das wenigste für sich braucht, sondern das meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dies gehörig tut und sonst ist, wie er sein soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. Die Arme und Füße sind der Militärstand, die verteidigen den Staat, indem sie entweder auf die Feinde schlagen oder sich zurückziehen. Im Gehirne sitzen die Gelehrten und die Philosophen — c'est la cervelle qui pense, comme V. M. le sait, — mais la cervelle n'ose penser qu'autant que Sa très gracieuse Majésté l'estomac le lui permettra; car si cette Majésté se trouve mal, adieu la pensée! Im Gekröse sitzen die Handwerker und die Manufakturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben."
„Nun," unterbrach ihn der König, „und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doktor; was ist jene Masse?"
„Das ist der Schatz des Königs," sagte La Mettrie und suchte seinen Blick so ernsthaft zu machen als möglich.
„Nun!" rief der König aus, „sieht man da nicht den fou fieffé? Sagt doch, Doktor, ob ein Sinn in Eurem Geschwätze ist?"
„O ja!" rief La Mettrie, „und ein sehr richtiger Sinn! Der Schatz ist der Überschuß dessen, wovon sich alle Bürger des Staats genähret haben. Ist die Verdauung nicht gut geschehen, zirkulieren die Säfte nicht so, wie sie sollen, so wird kein Teil gehörig ernähret; alsdenn kommt entweder nicht genug in den Schatz, c'est parceque l'état est con-



Die Tafelrunde von Sanssouci



stipé; oder es kommt zuviel zu demselben, was die arbeitende Klasse im Gekröse eigentlich hätte haben sollen, c'est qu'alors l'état a une diarrhée colliquative. Endlich der Schatz wird angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohltätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und sein ganzer Staat weiterleben könne."

D'Argens erzählte mir dies und setzte hinzu: «C'était un fou qui quelquefois parlait bien.»

Der König trank einmal den Egerschen Brunnen und hatte während der Zeit alle Morgen Voltaire, Maupertuis, Argens, Algarotti und La Mettrie zur Gesellschaft beim Brunnentrinken. Es war verschiedene Tage lang sehr regnichtes Wetter, so daß sie sich in den Zimmern aufhalten mußten. Sooft der König die Wirkung des Brunnens merkte, so neigte er sich gegen seine Gesellschafter, welche auf diesen Wink in ein Vorzimmer traten, und der König ging denn ins Kabinett. Einmal hatte La Mettrie etwas mit vieler Lebhaftigkeit zu erzählen angefangen. Der König verspürte den Anfang der Wirkung des Brunnens, er verneigte sich, die andern traten zurück, aber La Mettrie, voll von seiner Erzählung, folgte vielmehr dem Könige, der nach dem Kabinette ging. Er verfolgte den König noch mit Erzählen, ohne weiter an etwas zu denken, da derselbe schon die Tür des Kabinetts aufmachte und sagte: «Est ce que vous êtes fou? rétirés vous donc!» — «Ah, Sire!» rief La Mettrie: «Ch—r devant le Médecin, c'est dire la Messe devant le Prêtre!»

Einige Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege bemerkte der König bei einer Spezialrevue in Preußen einen Fahnenjunker, welcher ihm älter schien als gewöhnlich. Er fragte denselben, wie alt er sei und wie lange er gedient habe, und erhielt zur Antwort: Er diene über neun Jahr und sei sechsundzwanzig Jahr alt. Der König fragte den Kommandeur: Warum der Junker noch nicht zum Offizier vorgeschlagen sei, und ob er Fehler begangen habe, welche dies gehindert hätten? Der Kommandeur antwortete: Die Aufführung des Fahnenjunkers sei immer untadelig gewesen, aber er sei allzu arm, um die Equipage zu bezahlen, welche ein angehender Offizier nötig hat. Der König sagte mit sehr ernsthafter Miene: „Warum ist mir das nicht gemeldet worden? Die Armut ist keine Ursache, ihn zurückzusetzen, wenn er sonst geschickt ist. Ich werde für seine Equipage sorgen." Er ernannte ihn darauf zum Offizier und schenkte ihm hundert Louisdor. Er erkundigte sich bei jeder Revue nach demselben, und da er beständig vorteilhafte Nachricht von ihm erhielt, so hat er auch immer für denselben ganz besonders gesorgt.

Der dummen und unvernünftigen Urteile über Friedrich den Großen sind unzählige und verdienen nicht, daß ein Vernünftiger darauf achtet. Aber ein paar extradumme Urteile dieser Art verdienen aufbewahrt zu werden.
Ein Engländer erzählet (im European Magazine for March 1791, S. 177), der König habe sich Federic unterschrieben, anstatt Frederic. Dies sei daher gekommen, „weil er einen Fehler an der Aussprache gehabt, daß er das R nicht hätte aussprechen können, und im wahren Geiste eines

Despoten habe er sogar eine fremde Sprache seinem Eigenwillen gemäß umändern wollen."
Ein freier Franzose übertrifft diesen freien Engländer noch weit am Geiste der Freiheit und an dem Scharfsinne derjenigen Beurteilungskraft, welcher die geheimen Ursachen der Vorfälle zu entdecken weiß. Es ist dies der Verfasser einer, schon im l'an premier de la liberté, und folglich im ersten Taumel der Freiheit in Paris erschienenen Schrift unter dem Titel: Aux *immortelles* milices nationales de l'empire françois, essai sur l'organisation de l'armée fr., ou refutation de l'ouvrage de M. de Guibert, sur la force publique du dedans et du dehors. Dieser freie Mann findet es ganz unbegreiflich, „daß es Franzosen gegeben habe, welche mit großen Kosten Reisen gemacht haben, um die Scharlatanerien der vermeinten großen Manöver Friedrichs, dieses Königs eines kleinen Staats, zu sehen, der alles nur im Mikroskop zeigte." Gewiß ist es, daß die preußische Armee sehr klein war, da, wie dieser Verfasser versichert, im l'an premier de la liberté die französische Nationalarmee aus 1 600 000 Mann bestand. Das ist ganz klar; nur welche „große Manöver" diese große Nationalarmee gemacht hat, ist bis jetzt noch nicht bekannt.
Doch wir wollen die Nationalarmee von mehr als 1½ Millionen in ihrer Würde lassen. Das hauptsächlichste Verdienst dieses französischen Verfassers ist, daß er entdeckt hat, wie es mit der Schlacht bei Roßbach eigentlich zugegangen ist. Er sagt: „Friedrich hatte in seiner Armee funfzigtausend französische Deserteure; diese gewonnen die Schlacht. Denn Franzosen können nur von Franzosen überwunden werden!"

Nachwort des Herausgebers

Vielleicht hat niemals, im Guten und im Bösen, ein Mann so restlos den Typus „Berlin" in seiner Persönlichkeit verkörpert wie der Buchhändler und Literat Friedrich Nicolai. Am Kaufmann bewundern wir jene vorbildlichen Eigenschaften, die den Flecken im märkischen Sande zur Weltstadt emporwachsen ließen, den nimmer rastenden Fleiß, die stets sauberen Hände und eine nicht alltägliche Fähigkeit zur Organisation. In dem Augenblick jedoch, wo Nicolai aus dem Kontor in seine Studierstube trat, wurde er eitel, rechthaberisch und wußte nicht bloß alles, sondern alles besser. Mußte er fremdes Verdienst anerkennen, tat er es widerwillig, gleichsam im Vorübergehen, um desto beharrlicher bei Mängeln und Schwächen zu verweilen. Niemals gab es einen größeren Meister in der sympathischen Kunst, zu sehen was nicht da war. Nicolai ist alt geworden — achtundsiebzig Jahre, die Gattin und acht Kinder hat er begraben, aber seine streitfrohe Kraft blieb ungebrochen, und bis zum letzten Tage schwenkte seine Rechte das Banner der „gesunden Vernunft". Eine treffliche Parole! Nur daß auf der Gegenseite, wo vernunftloser Aberwitz regierte, Hamann und Herder, Kant und Fichte, die beiden Schlegel, Schiller und Goethe fochten, der an Nicolai, den amusischen Vernunftapostel, seinen ganzen herrlichen Haß des Atheners gegen den Böotier verschwendete. Als Nico-

lai, stets ein guter Preuße, die „Anekdoten von Friedrich II." veröffentlichte, da schwirrte aus Weimar der Xenienpfeil nach Berlin:

„Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehnmaltausendste sterbliche Fritz."

Goethe, der nicht preußisch, aber gut fritzisch gesinnte Schütze, traf ins Schwarze; denn außer dem Rufnamen hatten Nicolai und sein Herrscher nichts gemeinsam. Hier das „königliche" Genie mit dem unbeirrbaren Blick für alles Wesentliche, dort eine am Staube klebende Wagner-Natur, erfüllt vom Pedantenbehagen an Nebensächlichem und Belanglosem. Und dabei dieses endlose Herumreden um Gleichgültiges und Überflüssiges! Einen Tempel «in maiorem Friderici gloriam» errichtete Nicolai, aber den Zugang versteckte er so gründlich hinter dem nicht immer schönfarbenen Schlingkraut seiner Erklärungen, Anmerkungen und Berichtigungen, daß es einigermaßen schwer fällt, ihn überhaupt zu gewahren. Sollten also diese Anekdoten uns von heute wieder etwas bedeuten, so mußte, wie es hier geschah, Nicolai aus Nicolais eigenem Buche verbannt, der Magister seinem Könige ferngehalten, der zehnmalzehntausendste Fritz zum Schweigen gebracht werden, auf daß Friedrich der Einzige zu uns sprechen könne.

Emil Schaeffer.

Anmerkungen

[1] Johann Georg, Ritter von Zimmermann, wurde am 8. Dezember 1728 zu Brugg in der Schweiz geboren, kam im Jahre 1768 als „großbritannischer Leibarzt" mit dem Titel eines Hofrates nach Hannover, wo er am 7. Oktober starb. Er behandelte Friedrich den Großen während dessen letzter Krankheit.

[2] Friedrich der Große brauchte die Brunnenkur zu Pyrmont nicht nur im Jahre 1744, sondern auch im Jahre 1746. (Vergl. den an interessanten Einzelheiten sehr reichen Aufsatz von K. Janicke „Friedrich der Große in Pyrmont" in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1874/75, S. 349.)

[3] Philippine Charlotte, Prinzessin von Preußen, am 13. März des Jahres 1716 geboren, vermählte sich am 2. Juli 1733 mit dem Erbprinzen und späteren Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel und starb am 16. Februar 1801. Ihr jüngster Sohn Leopold, geboren Anno 1752, stand seit dem Jahre 1782 als preußischer Generalmajor in Garnison zu Frankfurt an der Oder. Als er den von einer Überschwemmung bedrohten Bewohnern der unteren Dammvorstadt in einem Kahne zu Hilfe eilen wollte, versank er am 27. April 1785 in den hochgehenden Fluten der Oder. (Vergl. Hänselmann, Der Tod Herzogs Leopold von Braunschweig. Braunschweig 1878.)

[4] Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens wurde geboren am 24. Juni 1704 zu Aix und starb am 11. Januar 1771 auf dem Gute seiner Schwester in der Nähe von Toulon. Wie sehr Friedrich diesen in jungen Tagen heiteren, im Alter jedoch überaus hypochondrischen Schriftsteller schätzte, bezeugen die vertraulichen Briefe, die er während des Siebenjährigen Krieges an den Marquis richtete.

[5] Johann Ernst Gotzkowsky — das ist die eigentliche Schreibart des Namens — wurde am 21. November 1710 zu Konitz geboren, kam frühzeitig nach Berlin, wo er, von Friedrich unterstützt, die Sammet- und Seidenindustrie zu heben suchte und im Jahre 1761 die Königliche Porzellanmanufaktur ins Leben rief. Er starb am 9. August zu Berlin.

[6] Wieso der von Friedrich ungemein geschätzte Militärschriftsteller Karl Theophilus Guichard — er wurde im Jahre 1724 zu Magdeburg geboren und starb am 13. Mai 1775 in Potsdam — zu seinem Römernamen kam, sei hier mit Nicolais eigenen Worten berichtet: „Der König, der an ihm einen Mann von Einsicht fand, unterhielt sich oft mit ihm, besonders über Gegen-

stände aus der alten Kriegsgeschichte. Dies geschah besonders im Hauptquartiere zu Landshut, in welchem der König den größten Teil des Monats Mai 1759 stand. Einstmals ward daselbst von der Pharsalischen Schlacht gesprochen und des schönen Manövers der zehnten Legion gedacht, die daselbst, wie gewöhnlich, den rechten Flügel hatte und vermöge der schiefen Stellung den linken Flügel des Pompejus, der sie überflügeln wollte, selbst überflügelte und schlug. Bei dieser Gelegenheit ward mehr von den Taten der zehnten Legion gesprochen, und der König, welcher in historischen Sachen ein gar treffliches Gedächtnis hatte, erwähnte einer rühmlichen Tat eines Quintus Icilius, der Centurio bei der zehnten Legion gewesen war. Der König, als er diese Geschichte anführte, nannte den Centurio, von dem die Rede war, Quintus Cäcilius. Guichard sagte, er hieße Icilius. Der König widersprach. Endlich ward das Buch geholt, und es fand sich, daß Guichard recht hatte. „Nun," sagte der König, „so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen." So erzählte er mir selbst diese ihn betreffende Geschichte. Wenige Tage darauf ernannte ihn der König zum Major und gab ihm das Freibataillon des Majors du Verger, welcher seinen Abschied erhalten hatte. Als bei der Parole befohlen ward: „Das vakante Freibataillon du Verger hat der Major Quintus Icilius erhalten", sahen sich die Offiziere einander an und wußten nicht, wer dieser lateinische Offizier wäre. Guichard hatte selbst nicht geglaubt, daß der König den Spaß so ernsthaft nehmen würde. Indessen behielt er diesen Namen bis an sein Ende."

[7] Siehe Platons Phädon oder auch Moses Phädon, Berlin 1767, S. 172. [Anmerkung Nicolais.]

[8] Diese Selbstbiographie des mit Nicolai befreundeten Ästhetikers Johann Georg Sulzer, der am 6. Oktober 1720 zu Winterthur geboren wurde und am 25. Februar 1779 in Berlin starb, übergaben Nicolai und Merian im Jahre 1809 dem Druck.

[9] Johann Joachim Spalding, am 1. November 1714 zu Tribsees geboren und am 22. Mai 1814 zu Berlin gestorben, war einer der eifrigsten theologichen Vorkämpfer für religiöse Aufklärung.

[10] Friedrich hatte zuerst eine sehr günstige Meinung von Gottsched.

[11] Carlo Cignani, geboren zu Bologna am 15. Mai 1628, gestorben in Forli am 6. September 1719, gehörte zu den gefeiertsten Meistern der Schule von Bologna.

[12] Prinzessin Anna Amalia von Preußen, die jüngste Schwester Friedrichs, wurde am 9. November 1723 geboren und starb als Äbtissin von Quedlinburg am 30. März 1787.

[13] Der Oberstleutnant von der Marwitz — das ist die allgemeine Schreibart des Namens — „starb im Jahre 1780 als Generalmajor und war im Feldzuge 1778 Intendant der Armee.“ [Anmerkung Nicolais.]

[14] „Fromage de la Poste de Meaux. Ein feiner französischer weicher Käse, oder vermutlich Milchrahm, der angefangen hat, Käse zu werden ... Es gehört zu den manigfaltigen Sonderbarkeiten des Siebenjährigen Krieges, daß der König sein obgleich wohlschmeckendes doch frugales Abendessen aus einem feindlichen Lande kommen ließ.“ [Anmerkung Nicolais.]

[15] Der General Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué wurde am 4. Februar 1698 im Haag geboren und starb am 3. Mai 1774 als Dompropst zu Brandenburg. Friedrich, dem er schon seit der Kronprinzenzeit nahestand, hieß ihn „den biderben Ritter ohne Furcht und Tadel“.

[16] C. Plinius Caecilius Secundus wurde im Jahre 62 geboren und starb etwa 113.

[17] Johann Joachim Quantz wurde am 30. Januar 1697 in Oberscheden geboren und starb am 12. Juli 1773 zu Potsdam.

[18] Julien Offray de La Mettrie wurde am 25. Dezember 1709 in St. Malo geboren und starb zu Berlin am 11. November 1751. Er war durchaus kein Hofnarr, wie Nicolai, d'Argens folgend, uns glauben machen will; selbst Friedrich, der doch eine Lobrede auf La Mettrie verfaßt hatte, fügte, als er am 21. November 1751 seiner Schwester den Tod La Mettries mitteilte, der Nachricht hinzu: «... en ne lisant pas ses livres. il y avait moyen d'en être très content», und es dauerte sehr lange, bis man erkannte, daß seine Bücher, wie man sich auch zu ihrer sensualistischen Moral stellen möge, aus der Geschichte des philosophischen Materialismus nicht hinwegzudenken sind. (Vergl. über La Mettrie die Rede von Du Bois-Raymond, Berlin 1875, und die Schrift Poritzkys, ebd. 1900.)

*

Am Wortlaute und Interpunktion Nicolais ist nichts geändert worden, dagegen wurde seine Orthographie, wo dies anging, ohne den Zeitcharakter des Buches zu gefährten, der modernen Schreibweise angepaßt.

Die Bilder sind sämtlich aus der „Geschichte Friedrichs des Großen, geschrieben von Franz Kugeler, gezeichnet von Adolf Menzel“, die zuerst 1840 in Leipzig bei J. J. Weber erschien und dann in den Verlag von Hermann Mendelssohn übergegangen ist.

Druck von C. Haberland in Leipzig.